Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde

Herausgeber: Bernisches historisches Museum

Band: 43 (1981)

Artikel: Kurzer Abriss der fürnehmsten Umstände meines bisherigen Lebens : ein autobiographischer Text über Kindheit und Studienjahre des Pfarrers Jakob Samuel Wyttenbach (1748-1830)

Autor: Burckhardt, Leonhard A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-246161

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KURZER ABRISS DER FÜRNEHMSTEN UMSTÄNDE MEINES BISHERIGEN LEBENS

Ein autobiographischer Text über Kindheit und Studienjahre des Pfarrers Jakob Samuel Wyttenbach (1748–1830)

Edition und Kommentar
von Leonhard A. Burckhardt*

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung 42

2. Der Quellentext 43

3. Die Biographie Jakob Samuel Wyttenbachs 57

4. Kommentar zur Autobiographie 60
   4.1. Der Text: Schrift, Zweck, Charakter 60
   4.2. Sozialhistorische Aspekte 62
   4.3. Wyttenbachs Schuljahre 65
      4.3.1. Der Religionsunterricht 65
      4.3.2. Die Lateinschule oder Untere Schule 66
      4.3.3. Die Hohe Schule: Studienaufbau, Lehrstoff 67
      4.3.4. Die Professoren 70
      4.3.5. Die Studienfinanzierung 71
      4.3.6. Wyttenbachs naturgeschichtliche Interessen 73

   4.4. Schluss 74

* Die vorliegenden Blätter stellen den Textteil einer Seminararbeit dar, die 1980 bei Frau Prof. Bea Mesmer an der Universität Bern eingereicht wurde. Die vollständige Arbeit (mit den Lebensdaten der von Wyttenbach erwähnten Personen, einem Verzeichnis der von ihm genannten Literatur und deren Autoren sowie dem kritischen Apparat) ist in je einem Exemplar in der Stadt-und Universitätsbibliothek Bern und im Staatsarchiv des Kantons Bern deponiert.

Der hier publizierte autobiographische Text fand sich im Nachlass von Jakob Samuel Wyttenbach, Pfarrer an der Heiliggeistkirche in Bern von 1781 bis zu seinem Tod im Jahre 1830. Er wird in der Biographie, die Rudolf Wolf 1858 dem Geistlichen widmete, ausgiebig zitiert. Wyttenbach schildert darin seine Kinder- und Ausbildungsjahre. Der «Kurze Abriß der fürnehmsten Umstände meines bisherigen Lebens» bricht mit der Darstellung der Jahre 1770/71 ab, also etwa ein Jahr, bevor Wyttenbach seine Studien an der Berner Akademie abschloss und zum Candidatus theologiae promoviert wurde. Durch diese Schrift sind wir in der Lage, den Studiengang an der erwähnten Anstalt über den wohlbekannten institutionellen Rahmen hinaus kennenzulernen, da der Verfasser – meist allerdings in knapper Form – auf die Qualitäten und Schwächen seiner Professoren eingeht, sich mit dem Lehrstoff beschäftigt und recht ausführlich die Autoren und Titel eines grossen Teils seiner Studien- und Privatlektüre aufzählt. Wyttenbach ist einer der wenigen Betroffenen, die von ihren Studien an der Akademie berichten, und er ist daher eines der interessantesten Beispiele für einen dort ausgebildeten Geistlichen. Zudem beschreibt er sein aufkeimendes Interesse an der Naturgeschichte, der Wissenschaft, die ihn später weit über die Schweizer Grenze hinaus bekannt machte und der er einen grossen Teil seiner Zeit und seiner Arbeitskraft widmete. In der Forschung gilt Wyttenbach als der bedeutendste bernische Alpenforscher des 18. Jahrhunderts nach Haller.

Wyttenbachs Autobiographie ist daher für die bernische Geistesgeschichte in zwiefacher Hinsicht aufschlussreich: Einerseits blicken wir, wenn auch nur unscharf, in das Innere der bernischen Akademie des späten 18. Jahrhunderts, die zweifelsohne für das bernische Geistesleben dieser Zeit einen hohen Stellenwert hatte, wenn sie sich auch vorrangig auf die Ausbildung von Pfarrherren beschränkte. Andererseits erfahren wir Näheres über die Jugend eines hervorragenden bernischen Gelehrten.

Der Schrift lässt sich auch in sozialgeschichtlicher Hinsicht einiges entnehmen. Der Autor beschreibt, wenn auch leider nicht sehr ausführlich, seine Familienverhältnisse, seine ökonomische Situation und seinen Bekanntenkreis. Er erscheint als Vertreter jener Burgerschicht, die zwar de iure regimentsfähig war, aber seit Generationen kein Mitglied der Regierung mehr stellen konnte.

Wyttenbachs Text kann die Frage beantworten helfen, wie sich ein Teil dieser von politischen Pfründen ausgeschlossenen Kreise in das herrschende System integrierte, nachdem 1749, also ein Jahr nach Wyttenbachs Geburt, ein Aufstandsversuch gescheitert war. Es ist auch interessant, wie sich die ökonomische und soziale Situation dieser Burger auf ihre Familienstruktur und die geistige Formung ihrer männlichen Vertreter auswirkte. Gerade in diesem Punkt, aber auch für die Beantwortung der übrigen aufgeworfenen Fragen, sind unserer Erkenntnis allerdings recht enge Grenzen gesteckt. Die Gründe dafür liegen einerseits im Text selber, der sehr knapp gefasst ist, kaum Reflexionen über die eigene Situation oder die gelesenen Bücher enthält, die über eine rasche Wertung hinausgingen, und der auf viele Punkte, über die wir gerne detaillierter Bescheid wüssten, nicht eingeht. Zudem lassen sich auch nicht alle der erwähnten Schriften befriedigend einordnen und nicht alle vorkommenden Personen identifizie-

ren. Andererseits hält es schwer, die Frage zu beantworten, inwieweit sich Aufschlüsse, die wir für die Person Wyttenbachs gewinnen, auf breitere Gruppen, welche in einer vergleichbaren Lage waren, übertragen lassen, die Frage also, inwieweit das Individuum Wyttenbach hinter seine gesellschaftliche Einordnung zurücktreten kann, wo subjektive Erfahrungen zu Teilen von allgemein verbindlichen Faktoren werden.

Solchen Problemen nachzugehen, wäre eine Aufgabe, die die Möglichkeiten dieses Aufsatzes übersteigen würde. Die vorliegende Arbeit wird der genannten Vorbehalte wegen nur bescheidene Ansprüche erfüllen können. Der zunächst folgenden Edition des Textes ist eine kurze Biographie Wyttenbachs angefügt, welche die Bedeutung dieses Mannes für das Berner Geistesleben in groben Zügen darstellen soll. Der eigentliche Kommentar, in dem die obgenannten Fragen diskutiert werden sollen, gliedert sich in drei Abschnitte: Ein erster Abschnitt wird auf Stil und Charakter des Textes und etwaige Vorbilder eingehen, in einem zweiten Teil werden Familie und soziale Stellung des Schreibers beleuchtet, und zum dritten schliesslich werden der Ausbildungsgang und die naturwissenschaftliche Neigung Wyttenbachs im Rahmen der Akademiegeschichte erörtert.

2. Der Quellentext

«Kurzer Abriß der fürnehmsten Umstände meines bisherigen Lebens.
Angefangen zu beschreiben im März 1801 *

Ich ward den 14ten 8br. [= Oktober] 1748 geboren. Mein Vatter, Abraham Wyttenbach, war aus einer alten patricischen Famille von Bern, die aber von ihrem ehmaligen Glücke sehr tief herabgesunken war. Der Großvatter meines Vatters, ein in der lateinischen Sprache erfahrner Schulmann, arbeitete mehrere Jahre an der Schule in Aarau und nahm endlich (wahrscheinlich ziemlich unüberlegt) die Pfarre in Adelboden, einem der entferntesten und wildesten Thäler unserer Alpen – eine Stelle, die ihm wenig eintrug. Er hatte zwey Söhne, deren der eine sich dem geistlichen Stande wiedmete, sich gut verheyrathete, zuerst in Langnau und nachher in Wohlen bey Bern Pfarrer war, wo er auch gestorben ist, und einen Sohn hinterlaßen hat, der als Major in holländischen Diensten seinen Weg gemacht hätte, wenn er nicht zu gut gewesen und zu frühe gestorben wäre; von diesem leben izt noch, 1801, zwey Söhne, ehmals beide Militairs in Holland, izt Rodolph in äußern Kriegsdiensten Hauptmann und Friedrich bis zur Revolution Mitglied des großen Rathes. – Der zweyte Sohn des Pfarrers von Adelboden war mein Großvatter, welcher das Tischlerhandwerk lernte, frühe heyrathete und

* Die Quelle befindet sich in der Burgerbibliothek Bern unter der Signatur Mss. hist. helv. XVI 39 (2).

viele Kinder bekam. Die Großmutter, eine Ehrhard von Bern, sahe ich in meiner ersten Jugend: Sie war eine nur zu gute Frau, die keine Authorität über ihre Kinder hatte, weswegen dieselben so ziemlich schlecht erzogen wurden. Der Großvatter brachte es mit seinem Handwerk nicht weit, war Zollner beym untern Thore, scheint mit seiner zahlreichen Familie geschmachtet zu haben und frühe gestorben zu seyn. Mein Vatter war das älteste seiner Kinder, sollte sich dem geistlichen Stande wiedmen, heyrathete aber zu frühe, verließ die Studien, trat in seines Vatters Beruf, reisete viele Jahre als Schreinergesell in der Welt herum, und als er wieder nach Hause kam, gab ihm meine Mutter vierzehn Kinder, von denen glücklicher Weise Gott die meisten frühe wegnahm, so daß ich nur viere derselben kannte, von denen zwo Schwestern älter und zwo jünger als ich waren. Drey Schwestern lebten noch beym Tode des Vatters und der Mutter, und izt bleiben mir nur noch zwo über, deren die ältere an den Hafner Scheuermeister von Bern und die jüngste an Pfarrer Gruner im Eggiwyl verheyrathet ist. Mein Vatter hatte noch viele Kenntniße aus seinen Studentenjaren beibehalten und immer durch vieles Lesen cultivirt: auch däucht mir, er habe nie gar vielen Geschmack an der Schreinerarbeit gehabt: wengistens gieng die Werkstätte nicht gut, er gerieth in Schulden, übergab den Betrieb des Handwerkes um eine gewiße Summe einem andern, welcher es über zwanzig Jahre lang führte, wodurch die Schulden so ziemlich getilgt wurden und die Haushaltung so kümmerlich ihren bescheidenen Fortgang hatte. Weil mein Vatter noch lateinische Bücher lase und die Sprache nicht übel verstand, so ward er zum Pedell der hiesigen Academie gemacht, welche geringe, etwa 200 Kronen eintragende Stelle er bis an seinen Tod versah und dadurch der Haushaltung ein wenig nach half; wäre meine Mutter aber nicht äußerst arbeitsam und haushälterisch gewesen, so wären wir alle zu Grund gegangen.

Meine Mutter war aus einer geringen, doch unbescholtenen Familie, *Anlicker* von Bern, von stillen, eingezogenen Aeltern, nach alter einfältiger Lebensart erzogen, zur Arbeit und Sparsamkeit gewöhnt, bescheiden, eingezogen, gut, fromm, gedultig – kurz, eine fürtreffliche Frau nach uraltem Schrote, der wir die Erhaltung unsrer Familie zu verdanken haben. Der Vatter war auch sehr gut, äußerst dienstbar gegen jedermann, stille, angenehm, von unterhaltendem Umgange, mehr ausgebildet als seine übrigen Geschwisterte, die ihm vielen Verdruß machten: er war aber leichtsinnig, liebte den Wein zu sehr und bekümmerte sich zu wenig um das Beste seiner Familie. Daher kam es, daß beständig Mangel in unserm Hause herrschte und daß zu unserer Erziehung fast nichts konnte verwendet werden.

Ich wurde frühe, wie meine übrigen Geschwisterte, in die oberkeitliche Lehre geschickt, zeichnete mich aber, so viel ich mich erinnere, in nichts von andern aus – hatte aber immer größere Lust am Gaßenlaufen als an der Besuchung der Lehre.

Im sechsten Jahre schickte mein Vatter mich in die latinische Schule, wo ich aber das Unglück hatte, einen versoffenen Provisor zu haben, der bald nachher verstoßen und caßirt wurde. Vorher noch nahm er mich wieder aus der Schule und übergab mich einem gewißen *Tobler* von St. Gallen zum Privatunterricht. Dieser Tyrann gieng so abscheulich mit mir um, um mir den Heidelbergischen Catechismus in den Kopf zu bringen, daß ich nachher, während meines ganzen Schulcurriculi, dieses Buch haßte und daßelbe nie recht auswendig gelernt habe. Von allen diesen Mishandlungen dorfte

ich bey Hause nichs sagen – zu meinem Glücke aber ward der obengemeldete Provisor bald caßirt und Studer, der vor wenigen Jahren als Profeßor Theologiae elenchticae an unsrer Academie gestorben ist, an seine Stelle erwählt und so der Schule wieder aufgeholfen und ich wieder in dieselbe hingeschickt. Bis in die achte Klaße hatte ich zu Lehrern den gelehrten *Studer,* den damals noch sehr sanften *Forer,* den schreyenden, aber nicht bösen *Stoß,* den fast kindlichen, alten *Zimmerli,* dann seinen Vicar, den gewißenhaften *Stephany,* den geschickten, aber schnurrigen *Stettler,* den sehr fleißigen *Weiß* und endlich in der achten Claße den unermüdeten, gelehrten *Schärer,* der damals noch Vicarius des in Antiquitäten sehr erfahrnen, sanften *Schmied* war, nachher aber auf ihn Principal wurde.

Weil ich bey Hause eben nicht gern arbeitete, mein Vatter sich auch nicht gar viel mit mir abgab, so war ich immer nur unter den mittelmäßigen; ward aber stets promovirt und glaubte, ohne große Anstrengungen so mit andern immer weiter zu kommen. Ich genoß keinen andern Nebenunterricht, als daß ich bey dem ganz tauben *Hartmann* die vier Species der Arithmetik gut lernte und mit andern Schulerknaben, ohne die Noten zu kennen, unter *Ziegler, Läßer* und *Weiß* Psalmen und Lieder im Bachofen und Schmiedlin auswendig daher singen lernte.

An meiner Moralität wurde wenig gearbeitet – man machte mich bey Hause zuweilen nach dem Nachteßen eine Geschichte in Hübners Kinderbibel lesen, wo mein Vatter mir dann die am Ende stehenden lateinischen Verschen erklärte und grammatikalisch auflösete. Sonst ward ich, neben der Repetition des Heidelbergers, zu keiner Geistesarbeit bey Hause angehalten: vielmehr aber sehr großen Gefahren blos gesezt, frühe ein Trunkenbold zu werden, wenn Gott nicht vätterlich für mich gesorget hatte.

Wir hatten nemlich zwey Tischgänger, welche beide den Wein außerordentlich liebten. Mit dem einen derselben mußte ich im gleichen Bette schlafen: da er nun immer die Nacht hindurch ein Fläschgen Wein unter dem Bette hatte und daßelbe oft an den Mund legte, so ward ich natürlicher Weise sehr oft auch lüstern gemacht und wenn ich auch um Wein bate, nie ganz abgewiesen. Wenn ich am Tage Wein hohlen mußte, so erhielt ich immer ein Glas voll Trägerlohn, und dies geschahe sehr oft. Daneben hatte ich noch eine Tante, welche den Wein auch sehr liebte und, da ich sie sehr oft besuchte, mir freygebig zu trinken gab. – Hätte Gott in solchen Umständen nicht vätterlich für mich gesorgt – hätten nicht die vielfältigen Wirkungen der Trunkenheit, welche ich so oft vor mir sahe, mir dieses Laster in seiner Abscheulichkeit dargestellt, ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre.

Ich war nun ein Jahr lang in der achten Claße, und Herr *Schärer* hatte uns etwas mehr als 6 Monathe lang Unterricht gegeben. Ich war in den Examinibus ad Lectiones publicas der sechstoberste und glaubte ohne einigen Zweifel, promovirt zu werden. Das Thema Subitaneum entschied damals unvernünftiger Weise ganz allein, und ich hatte einige Fehler mehr als zur Promotion gesezt waren und ward zurückgewiesen. Dies war für mich ein Donnerschlag! aber o wie wohlthätig! denn ich sehe ihn für eine der entschiedendsten Wohlthaten der Vorsehung an, die auf mein ganzes nachheriges Leben den wichtigsten Einfluß gehabt hat. Denn izt fieng ich an einzusehen, daß ich ungeschickt sey – ich schämte mich vor einigen meiner Freunden, die promovirt waren und die ich für ungeschickter als ich gehalten hatte – ich förchtete strenge Vorwürfe von meinem

Vatter, mit denen er mich doch sehr weislich verschonte – kurz, ich erwachte und faßte den festen Entschluß, von nun an unermüdet zu arbeiten und mich zu meinen promovirten Freunden emporzuheben – ich vollführte den Entschluß und erreichte meinen Endzweck auf eine ehrenvolle Weise.

Das Thema Subitaneum war in der That für unsere Kräfte zu schwehr – bey zwanzig wurden mit mir zurückgesezt – die ganze Stadt kam dadurch in Allarm – man schmehlte heftig auf den Schulrath – mein Vatter aber sagte nichts und scheint gut eingesehen zu haben, daß diese Demüthigung heilsam für seinen Sohn sey und daß noch ein Jahr Unterricht unter dem geschickten *Schärer* mir sehr nützlich seyn werde. *Schärer* selbst war äußerst betroffen, daß die erste Promotion, welche er aufgestellt, so unglücklich gewesen. Er sprach einigen unter uns Muth ein, versprach uns unentgeldlich einige Nebenstunden fürs hebräische und griechische und hielt so treulich Wort, daß wir in kurzer Zeit außerordentlich fortrückten. Ich selbst arbeitete nun fleißig bey Hause, trieb vorzüglich das hebräische und griechische und machte glückliche Fortschritte im lateinischen, so dass ich das ganze Jahr hindurch immer einer von den obersten war, mit drey andern meiner Mitschüler oft kleine griechische und hebräische Übersetzungen anfertigte – einen Theil des Probethematis für die Promotion griechisch schrieb, und so der dritte in der Ordnung ad lectiones publicas auf Ostern 1763 promovirt und mit einem doppelten Praemium beehrt wurde. Unter diesem fürtrefflichen Lehrer legte ich sehr solide Gründe in der hebräischen und griechischen Grammatik, welche mir nachher die aller größten Dienste leisteten und auch der Grund waren, warum ich während des Curriculi Eloquentiae aut Litterarum humaniorum immer einer der besten Studenten in diesen Sprachen war und mir die Liebe meiner Lehrer erwarb.

Nun war ich also Student und wurde mit neuem Eifer belebt, recht fleißig zu arbeiten und recht geschickt zu werden. Meine neuen Lehrer waren Profeßor *Rodolph,* sanft und doch ernsthaft, der sich alle Mühe gab, uns auszubilden und mit guten Räthen an die Hand zu gehen. Wir übersezten unter ihm Livius, Virgilius, etwas im Horatius, die Selecta ex profanis Scriptoribus: er übte uns in lateinischen Thematibus subitaneis – lehrte die Geschichte nach Türsellin und die alte und neue Geographie – von Antiquitäten wurde wenig gesprochen. Als Studia privata trieb ich in seinem Fache, nach dem Willen meines Vaters, vorzüglich die lateinische Sprache und machte eigene Aufsätze in derselben. Noch erinnere ich mich mit Freuden, welch großen Nutzen ich aus Heineseii fundamentis styli culthioris, aus Laurentius Valla de elegantiis Linguae latinae, aus Erasmus de copia verborum, aus Cellarii Antibarbarus zog. Caesar de Bello gallico, Iustinus und Curtius waren meine Lieblinge. Morhoofius de legendis, excerpendis und imitandis auctoribus war mein Führer, hat mich aber vielleicht darinn verführt, daß er mich zu allzuweitläuftigen und zeitverschwendenden Excerptis aus allen meinen Lecturen verleitete. Ich erinnere mich nicht, daß je etwas so starken Eindruck auf mich gemacht und mich mehr zum unermüdeten Studiren angefeuert habe als Ludovicus Vives de methodo Studii, freylich sehr pedantisch geschrieben, so viel ich mich noch erinnere, aber mir war damals nichts verehrungswürdiger als ein Homo latinus. Damit ich mich ja recht im lateinischen üben könne und auch andere zu gleichem Studium aufmuntere, bildete ich eine kleine Gesellschaft mit meinen Cameraden, welche in der Woche einmal sich versammelte. Wir schrieben einander latinische Briefe, componir-

ten Chrien und Orationen, und wer unter uns am besten Crucii Mercurium und Cunaei orationes nachahmen oder etwas Schwülstiges zusammenstoppeln konnte, der war Magnus Apollo. Mit dem allem aber übten wir uns in der lateinischen Sprache, und ich schrieb damals beßer in derselben als in meiner Muttersprache, die ich ganz vernachläßigte, bis ich in Umgang mit Frauenzimmern kam und unter ihnen in meinen ‹und› Aufsätzen brilliren wollte.

Professor *Wilhelmi* war Lehrer in der griechischen Sprache, gelehrt, aber allzugern in der großen Welt lebend und zu stolz, als daß er sich theilnehmend gegen die Studenten überhaupt bezeigt hätte. Sein Unterricht war unterdeßen sehr gut und seine Erklärungen des Neuen Testamentes und der chrestomathia graeca gesneriana fürtrefflich: ich liebte das griechische sehr und brachte es mittelmäßig weit darinn, so daß ich immer der besten einer war und fast das ganze N. T. in der Eloquenzzeit zu Ende brachte. Mit den Profanscribenten gab ich mich weniger ab.

Professor *Kocher* war nicht so gelehrt wie sein verstorbener Bruder, doch Meister in den orientalischen Sprachen, unermüdet in unserm Unterricht, nur zu strenge und vielleicht etwas zu pedantisch. Im hebräischen absolvirte ich per Studia privata Genesin, Josuam et Judices, und dabey bliebs auch nachher fast fürs ganze Studententhum, außer daß ich noch etwas in Samuel, als Stud. Philosophiae, that. Weiter kam ich im hebräischen selbst nicht – hatte aber hier gute Gründe gelegt, und in den obern Curriculis behandelte ich das hebräische und griechische meist nur in sofern, als ich sie beide zur Philologie der Bibel brauchte.

Profeßor *Blauner* war zwar seiner Singularitäten wegen nicht im Stande, sich Ansehen bey den Studenten zu verschaffen; doch war sein arithmetischer Unterricht deutlich und gut und verschaffte uns einigen Nutzen, welcher gewiß beträchtlicher gewesen wäre, wenn wir mehr schuldige Achtung für ihn gehabt hätten. Was ich in diesem Fache mehr als andere, insonderheit in der Geometrie gelernt, hab ich meinem verstorbenen Freund *Wattelet* zu danken, welcher Bräutigam meiner ältesten Schwester war und mir mit Rath und Hülfe wichtige Dienste leistete. In der Geographie und Historie machte ich keine großen Fortschritte, obschon ich aus verschiedenen Büchern eine kurze Geschichte der Welt bis zur Zerstörung Jerusalems zusammenschmierte und aus Cellarii Schriften einige Cahiers über die Einleitung in die Geographie aufsezte. Hilmar Curas war daneben mein Lieblingsbuch und Diebolds Historie das Magazin, woraus ich meine Materialien zusammenrafte. Ich wollte über alle Gegenstände meiner Studien selbst Bücher schreiben und stoppelte also ganze Stöße von Sudeleyen zusammen, wodurch ich einerseits freylich viele Zeit verlor, mich doch aber auf der andern Seite mit vielen Gegenständen ziemlich gut bekannt machte. So las ich unter anderm auch aus Pomey Pantheum mythicum, Natalis Comitis Mythologie und Stephani Dictionarium Historicum, wovon ich eine alte Ausgabe in quarto unter meines Vatters Büchern fand, einen ganzen Schock von unverdauten Sachen zusammen und dachte dabey immer kindlich, diese Farrago dermaleins drucken zu laßen: denn ich wollte ein gelehrter, berühmter Mann werden, und eben darum wünschte ich auch, mir eine recht große Bibliothek zu sammeln, wozu ich aber kein Geld hatte.

Um etwas Geldes, das mir mein Vater nicht geben konnte, zu bekommen, nahm ich einige junge Knaben zum Unterrichte an; ja, schon als Discipulus octavae classis hatte

ich zwey Lehrjünger, deren zwar sehr kleine Monathgelder meinem Beutel herrliche Dienste thaten. Izt hatte ich mehrere derselben und wendete jeden Kreuzer an, meine kleine dürftige Büchersammlung zu vermehren. Mein Vatter hatte einige hundert Bände nicht kostbarer, doch meist guter Bücher, ziemlich viele lateinische Claßiker, Nieuports Römische Antiquitäten, Imhoofs Historiensaal, eine schöne deutsche Bernbibel in drey Folianten mit einigen hundert recht schönen Kupfern, und diese Bücher unterhielten mich recht nützlich, obschon ich ohne einige Ordnung in denselben herumblätterte. Die Epistolae obscurorum virorum, welche ich auch in meines Vatters Bibliothek fand, ergözten mich gar sehr, hätten aber bald meinem lateinischen Style einen großen Schaden verursacht. Profeßor *Rodolph* gab mir die große Aurea philologica und Lipsium de re militari veterum zu lesen, welche ich mit unersättlicher Begierde verschlang und die meinem Geschmacke zur classischen Litteratur ungemein aufhalf.

Noch mehr trug zu meiner Aufklärung das damals neu errichtete Seminarium zu Bildung künftiger Schullehrer bey. Ich ward nebst einem andern Studiosus Eloquentiae, zwey Stud. Philosophiae und vier Stud. Theologiae in dieses Seminarium aufgenommen, und *Wilhelmi* gab uns Unterricht über den Suetonius, über Bosii Antiquitates graecas und über den Homerus. Im griechischen blieb ich weit hinter den ältern zurück, in den Antiquitäten aber und im Studio des Suetons arbeitete ich nach allen meinen Kräften und sammelte mir viele Kenntniße. So gut dieser Unterricht im Anfange vonstatten gienge, so nachläßig wurde *Wilhelmi* nach und nach, bis endlich auch die Schüler allen Muth verloren und das Institut erstarb. Ich hatte mich aber unterdeßen ins Feld der lateinischen Philologie so weit hinein gewagt, daß ich ihre Annehmlichkeiten fühlte und immer mehr Geschmack daran bekam, wodurch die Lust zur Arbeit bey mir sehr vermehrt wurde.

Schon als Discipulus octavae classis fieng ich an, Freude an *Insekten* zu haben, welche durch Herrn Principal *Schärer,* der damahls an einer Insektensammlung arbeitete, angefacht wurde. Meine ganze Bemühung in diesem Fache gieng aber nur dahin, Raupen zu sammeln und zu erziehen, um bunnte Schmetterlinge davon zu erhalten, die ich als Kinderspiel aufbewahrte, ohne etwas darüber zu lesen.

Ich lase unterdeßen, was mir unter die Hände kam, ohne einige Ordnung und Auswahl, doch immer nur ernsthafte und nützliche Bücher; so erinnere ich mich noch mit Freuden an *Hermanni* conspectus reipublicae litterariae, an *Morhofii* Polyhistor, an *Struvii* introductio ad historiam litterariam, an *Conringium* de Scriptoribus post Christum natum celebrioribus, welches alles ich zu meinem Nutzen verwendete und fleißig excerpirte. Aus *Virgilius, Horatius* und *Livius* übersezte ich, zur Vorbereitung auf die öffentlichen Lectionen, sehr vieles und fieng so an, auch meinen deutschen Stylus auszubilden. Weil ich immerhin mit einigen Freunden lateinische Briefe wechselte, so wurden *Ciceronis* epistolae ad familiares, und noch öfter *Plinii* epistolae, meine geliebten Gefährden; die leztern gefielen mir der Mannigfaltigkeit ihres Innhaltes wegen beßer. Um zusammengeraubte Gelehrsamkeit in meinen lateinischen Briefen und andern Aufsätzen auszukramen, half mir *Longii* Polyanthea, und der große *Calepinus,* den ich unter meines Vatters Büchern fand, war mein grammaticalisches und etymologisches Magazin für mein ganzes Studententhum. In der Geschichte that ich weiter nichts, als daß ich *Holbergs* und *Türselins* Compendia und einen Auszug aus *Rollin* las. Die neuere Geographie

vernachläßigte ich zusehr; denn ich hatte in dieser Wißenschaft nichts als *Schatzens* Einleitung und *Cellarii* geogr. Lexicon.

Neuere gute Bücher konnte ich mir wenige anschaffen – mein Vatter war auch nicht im Stande, es zu thun: denn oft selbst war ich so schlecht gekleidet, daß ich mich schämte auszugehen und vorzüglich an den Sonntagen, aus Mangel an guter Kleidung, bey Hause bleiben mußte. Meine Mutter that, was sie konnte, auch meine zwo ältern Schwestern halfen – ich hatte überdem, als Seminarist, ein doppeltes Mußhafenbeneficium, welches mir aber im Jahre nur *eine* Kleidung gab, die nicht hinreichend war. Die hiesige Studentenbibliothek, von welcher ich frühe ein Mitglied wurde, verschaffte mir daneben viele gute Bücher; ich erinnere mich aber an keine mehr, die damals starken Eindruck auf mich gemacht hätten, als an die allgemeine Geschichte aller Reisen.

Nun hatte ich das Alter erreicht, in welchem ich in der Religion unterrichtet und zum Genuße des h. Abendmahls zubereitet werden sollte. Profeßor *Rodolph* unterrichtete meine ganze Promotion nach *Stapfers* Catechismus, der mir seither immer lieb gewesen und den ich eben darum auch viele Jahre nachher in meinen Privatunterweisungen fast immer zum Leitfaden gewählt habe – nur eine kurze Zeit bediente ich mich vor wenigen Jahren des Bertrandischen Catechismus von Zollikofer, fand ihn aber nicht so leicht und einfältig wie den Stapferschen, und nicht rein in der Lehre vom Erlöser – und kehrte darum wieder zu diesem leztern zurück, nach welchem ich auch gegenwärtig im J[ahre] 1801 meinen Sohn Samuel unterweise.

Rodolphs Unterricht war etwas zu kalt; auch erinnere ich mich nicht, dadurch oft gerürt worden zu seyn; immerhin wurde ich dadurch beßer mit der Bibel bekannt, indem wir alle in Stapfer angeführten Beweisstellen ausschreiben mußten. Den Tag der Admißion zum H. Abendmahl werde ich nicht vergeßen – die fürtrefflichen Vorstellungen des erwürdigen Rodolph rürten mich; doch noch viel inniger und bis zu heißen Thränen das Gebett, welches er nachher aus unserer gewöhnlichen Lithurgie uns vorlase. Mit frommen, kindlichen, redlichen Vorsätzen genoß ich das H. Abendmahl in der Nydeckkirche auf Ostern 1765 zum ersten male, und wollte Gott, ich wäre allen meinen damahls gethanen Gelübden bis izt immer treu geblieben. Aber Leichtsinn, Lüste, Zerstreuungen, ja meine Studien selbst führten mich so unzähliche male auf Irrwege, daß ich aus Erfahrung sagen kann «Wer kann merken, wie oft er fehle?» Meine Religionskenntniße waren damahls noch sehr oberflächlich, la‹n›gen mehr im Verstande, als daß sie mein Herz erwärmt hätten, und ich hatte wenig Begierde, in diesen beseligenden Kenntnißen zuzunehmen und mich in der Thath zu veredeln. Meine ganze Begierde gieng dahin, ein gelehrter Mann zu werden, anstatt daß ich vor allem aus hätte suchen sollen, als Christ zu leben. Ich hatte niemand, der mich dazu aufmunterte – alles reizte mich vielmehr, irdische Kenntniße zu sammeln.

Aber diese Liebe zu den Wißenschaften, meine Armuth, der Unterricht, den ich andern, zur Gewinnung einiges Geldes, geben mußte – dies alles hielt mich von schlechten Gesellschaften ab und schüzte mich gegen tausend Verführungen, unter denen so viele meiner Kameraden oft erlagen und unglücklich wurden. Ich hatte nur mit wenigen Umgang – *Wattelet* und *Anlicker, Sprüngli* und *Hug* waren die, welche ich am öftersten sahe; die zwey erstern waren viel älter als ich und standen mir mit guten Räthen bey, und da die zwey leztern selbst gesittet, arm und arbeitsam waren, so lief ich

keine Gefahr, von ihnen verführt zu werden. So strichen die 2½ Jahre vorbey, und ich wurde im Herbste 1766 mit Ehren ad Auditorium philosophicum promovirt.

Gleich nachher ward ich eingeladen, ein Praeceptorat bey Landvogt *Steiger* aufzunehmen, welcher am Ende des Herbstes auf Bipp als Amtsmann ziehen sollte und einen einzigen noch sehr jungen Sohn hatte. Dies war meinen Aeltern eine große Erleichterung und mir eine wahre Freude, den Schauplatz meines bisherigen Lebens zu verändern und andere Gegenden zu sehen. Ich war noch ganz neu und unerfahren in der Welt, hatte nie Gelegenheit gehabt, mich etwas feiner auszubilden und war eben darum von beinahe unüberwindlicher Schüchternheit. *Steiger* war ein Wittwer, und darum hatten wir im Schloße kein anderes Frauenzimmer als eine kaum etwas über Mägde erhabene Haushälterinn, die aber nicht an unserm Tische speiste, so daß ich mit meinem mürrischen, strengen, oft betrunkenen Herrn und mit meinem Schüler meist allein bey Tische saß und da eben keine intereßanten Discurse führen hörte. Ich war fast den ganzen Tag mit meinem Schüler auf meiner so ziemlich hypochondrischen Kammer, kam äußerst selten ins Freye und sahe auch unsern Pfarrer, einen alten geizigen Wittwer, nie als an den Sonntagen. Der Winter ward mir in dieser Einsamkeit ziemlich lange: selten kam jemand aus der Nachbarschaft zum Besuche, und so brachte ich, neben meinen Unterrichtsstunden, fast die ganze Zeit mit Studieren zu und gewöhnte mich immer mehr an eine sitzende Lebensart. Von philosophischen Büchern hatte ich nicht viele, las aber sehr fleißig *Baumeisters* und *Wolfens* Logiken und schrieb, von andern Studenten, die Vorlesungen Walthards über die Philosophie ab. Hier aber erwachte vorzüglich bey mir die Liebe zur Naturgeschichte, mit welcher ich bisher durch Sammlung von Schmetterlingen nur getändelt hatte. *Scheuchzers* Werke über die Naturgeschichte des Schweizerlandes und die Physik deßelben waren aber meine einzigen Quellen, aus denen ich damals schöpfen konnte; diese las und excerpirte ich unermüdet und sah dem Frühling mit Ungedult entgegen, wo ich den mir nun so nahen *Leberberg* besteigen und mit seinen Versteinerungen mich bekannt machen wollte. Die Lage des Schloßes *Bipp* ist eine der schönsten, die man sich in Helvetien denken kann. Auf einem hohen Hügel am Fuße des Juraßus stehend, zeigt es eine der ausgedehntesten und herrlichsten Aussichten bis nach der langen Kette der Alpen hin, deren Anblick von der Terraße des Schloßes mich oft innigst ergözte und schon damals das sehnliche Verlangen in mir erregte, dieselben dermaleins näher zu besehen und diese erhabenen Coloßen zu besteigen. Schon ums Schloß herum fand ich hin und wieder Spuren von Versteinerungen in zerstreuten Geschieben, die mich lüstern machten, die höhern Felswände, von denen sie herabgefallen, selbst zu besteigen. Dies geschah auch im Laufe des Sommers einige male, und so legte ich die ersten Anlagen zu meinen Sammlungen an, welche nachher nicht unbeträchtlich sich vermehrt haben. Außer Versteinerungen fand ich in diesen Gegenden keine mir damahls merkwürdige Mineralien, sammelte aber daneben auch einige Pflanzen, welche ich mit ungeheurer Mühe in *Matthioli Dioscorides,* dem einzigen botanischen Buche, das mein Vatter mir gegeben hatte, aufsuchte, aber selten fand. Viele Excursionen konnte und dorfte ich nicht machen, weil dies meine Unterrichtsstunden unterbrochen hätte; sie würden mir aber auch von keinem großen Nutzen gewesen seyn, weil meine Kenntniße noch zu eingeschränkt waren und es mir an guten Büchern fehlte. Nützlicher waren mir also meine Studien im griechischen und hebrä-

ischen, denen ich oblage und womit ich die biblische Philologie so gut verband, als mein kleiner Büchervorrath es mir erlaubte. – Der Sommer gieng mir so ziemlich angenehm vorbey – außer daß eine schwere Krankheit meines *Vatters,* an der er auch *starb,* mich zur Reise nach Bern zwang und mich in tiefe Betrübnis sezte. So wenig mein Vatter für mich hatte thun können, so habe ich ihm doch viele gute Räthe zu meinen Studien und einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von Büchern zu verdanken, wovon ich nachher die mir unnöthigen gegen beßere habe vertauschen können. Mit ihm hörte nun auch das kleine Einkommen auf, welches bisher zur Unterstützung unsrer Haushaltung so wichtig gewesen war. Schulden hinterließ er freylich nicht viele, die wir durch Accommodemens nach und nach zu tilgen suchten; aber meine Mutter war kränklich, meine jüngste Schwester noch unerzogen, und auch ich verlor nun alle Unterstützung, die ich vorher aus dem vätterlichen Hause gezogen hatte. Unsere Zunft half meiner Mutter und Schwester, die zwo ältern Schwestern trugen traulich das ihre zur Haushaltung bey – und ich war nun gewißermaßen durch mein Praeceptorat gegen die dringensten Sorgen auch in Sicherheit gesezt. Meine Lage sollte aber bald wieder verändert werden, denn am Ende des Herbstes entzweyte ich mich mit meinem heftigen und mürrischen Patrone und zog wieder nach Bern zu meiner Mutter. Izt erst fieng ich an, den Verlust meines Vatters recht zu fühlen und einzusehen, wie verlaßen ich in dieser Welt sey. Ich mußte zur Unterstützung meiner Zunft meine Zuflucht nehmen; da ich aber bald wieder durch Unterricht etwas zu gewinnen fand und nun den festen Vorsatz faßte, mit Gottes Hülfe durch unermüdete Arbeit micht selbst durchzuschwingen, so bedankte ich mich bald wieder dieser Unterstützung, und Gott segnete meine Arbeiten so, daß ich mich mit Ehren durchbringen und mir nach und nach eine nützliche Bibliothek ankaufen konnte. Kaum war ich wieder einige Wochen lang in Bern, so führte mir die gütige Vorsehung einen Freund zu, welcher sehr vielen Einfluss auf die Fortsetzung meiner Sudien, vorzüglich in der Naturgeschichte, gehabt hat, und deßen mir in dieser Rücksicht erwiesene Wohlthaten mich seither immer aufgemuntert haben, mich armer Jünglinge, soviel mir möglich war, immer anzunehmen und ihnen ihre Studien erleichtern zu helfen.

Doctor *Triboleth,* damals ein junger anfangender Arzt, hatte zwey Tischgänger, junge Bucher von Bern, denen ich Unterricht geben sollte. Ich nahm den Vorschlag um so viel lieber an, weil ich damals gar nichts zu gewinnen hatte und meiner Mutter nicht ganz lästig bleiben wollte. *Triboleth* war sehr oft bey meinem Unterrichte gegenwärtig und gewann mich lieb. Weil seine Praxis noch unbedeutend war, so wiedmete er fast alle seine Stunden der *Botanik* und erlaubte mir, ihn immer auf seinen Excursionen zu begleiten, wo ich mir nach und nach ein kleines Herbarium sammelte, mich mit den Schriften des *Linné* bekannt machte und also die wahren Gründe zum Studio der Naturgeschichte zu legen Gelegenheit bekam. Mit wahrem Vergnügen werde ich mich lebenslänglich erinnern, welch unbegreifliche Freuden an diesen Excursionen ich gehabt und mit welcher Begierde ich damals alles gelesen habe, was mich mit den Pflanzen näher bekannt machen konnte. Dies alles aber verminderte meinen Geschmack an den Sprachen nur allzusehr und verführte mich, fast immer nur an Physik und Naturgeschichte zu denken. Ich kaufte mir auch um diese Zeit das Recht zum Genuße unserer öffentlichen *Bürger Bibliothek,* aus welcher ich mich nun mit allen den Büchern reichlich verse-

hen konnte, die mir zur Fortsetzung meiner Studien nöthig waren. *Scheuchzers* Werke über die Naturgeschichte des Schweizerlandes und *Longii* Historia lapidum figuratorum, auch *Bourguets* Traité des Pétrifications waren damals meine Hauptwerke; daneben *Linnaei* Amoenitates academicae, *Denso* physikalische Bibliothek, das *Hamburgische Magazin,* das allgemeine *Leipziger Magazin* der Natur und Wißenschaften – aus diesen und vielen andern dergleichen Büchern machte ich unermüdet excerpta und schrieb ganze Schöcke von Collectaneen zusammen. Da ich mich wenig von der Stadt entfernen konnte und nicht Geld hatte, so gewann meine Sammlung von Naturalien wenig, meine Pflanzen vermehrten sich, ich erhielt einige wenige Versteinerungen aus dem Solothurnergebiethe und vom Belpberge, kaufte hin und wieder einige Conchylien an; von Steinen aber hatte ich noch keine Kenntniße, weil mir damals nur *Wallers* Mineralogie, von Denso ins Deutsche übersetzt, bekannt war und überhaupt das Studium der Gebirgsarten noch in der Wiege lage. Die erste Anleitung zur Pflanzenkenntnis, welche ich von *Triboleth* zu lesen bekam, war *Ernstings* Einleitung in die Botanik. Bald darauf erhielt ich *Linnaei* Philosophia botanica, die ich fast Tag und Nacht studirte und die meinen Geschmack an der Naturgeschichte außerordentlich emporhob. *Triboleth* schenkte mir viele Pflanzen aus seinem Herbario und benennte mir alle die, welche ich selbst gesammelt hatte, wodurch ich in so kurzer Zeit so weit kam, daß ich den größten Teil der gemeinsten um Bern herum wachsenden Pflanzen kannte und dieselben nun nach *Linnés* Beschreibungen selbst untersuchen konnte.

Herr Principal *Schärer,* welcher seit vielen Jahren alle seine Nebenstunden ganz dem Studium der Entomologie gewiedmet hatte und eine sehr schöne Sammlung von Insekten besaß, entschloß sich nun auf einmal, alles dieses aufzugeben, um sich ganz den Beschäftigungen der Welt und weltlicher Studien zu entziehen und sich der Religion zu wiedmen. Ganz unerwartet ließ er mich zu sich bitten und sagte mir, er wolle seine ganze Sammlung weggeben, und wenn ich sie nehmen wolle, sie um einen sehr geringen Preis anschlagen, deßen Werth ich nach 10–20 Jahren, so wie ich leisten könne, seinen Kindern dermaleins bezahlen sollte. Da ich aber keine Aussicht vor mir hatte, wie ich je das Geld werde zusammenbringen können, so schlug ich es aus – und einige Jahre nachher vermochte ich den Herrn von *Bonnstetten,* daß er diese Sammlung an sich kaufte. *Schärer* besaß den ersten Theil von *Roesels* schönem Insektenwerke in zwey Bänden. Nun hatte er die Fortsetzung davon bestellt, welche unterdeß angelangt war und sogleich mußte bezahlt werden. Er machte mir den Vorschlag, daß, wenn ich diese Fortsetzungen kauffe, er mir seine zwey Bände zum Geschenk geben werde. Dies gefiel mir so wohl, daß ich sogleich einen Theil von den in meines sel[igen] Vatters Bibl[iothek] befindlichen, mir unnöthigen Büchern verkaufte und also Besitzer dieses schönen und kostbaren Werkes wurde, wozu mir *Schärer* noch alle seine Doublettes an Insekten und viele zu diesem Studio nöthigen Geräthschaften mit gab. Izt ward ich mit Leib und Seele Insektensammler und trieb dieses Studium mehrere Jahre hinter einander mit vielem Fleiße. Auch dieser Zeitpunkt und dieses Geschenke des ehrwürdigen *Schärers* macht Epoche in meinem Lebenslaufe und hat vielen Einfluß auf die Folge meiner Schicksale gehabt, denn eben meine Insekten verschafften mir Bekanntschaft mit mehrern intereßanten Personen, denen ich nicht wenig zu verdanken habe.

Ich sezte unterdeßen meine philosophischen Studien fort, freylich nicht mit dem Eifer, deßen sie würdig waren, welches ich noch izt bereue, doch studirte ich vorzüglich *Logik* und *Metaphysik* nach *Baumeister* und *Wolff*: Die Werke des leztern, die deutschen nemlich, fand ich fast alle unter meines Vatters Büchern, so wie auch *Buddaei* philosophische Schriften, *Neumanni* Acta philosophorum, *Hartmanns* Geschichte der Leibnizisch-Wolfianischen Philosophie, *Clerici* opera philosophica, *Winkleri* Introductio in Philosophiam, *Wolffii* Horae subsecivae, worinn mir seine Disserat[atio] de Tabulis mnemonicis gute Dienste leistete. Ich schrieb aus Prof[eßor] *Walthards* Vorlesungen über die verschiedenen Theile der Philosophie fast den ganzen Cursus, theils in den Unterrichtsstunden, theils aus den Cahiers anderer Zuhörer mit großer Sorgfalt ab und brachte mir dieselben so gut in den Kopf, daß der würdige Lehrer immer sehr gut mit mir zufrieden war und mich zu den fleißigsten seiner Schüler zählte.

Professor *Blauner* sollte Geometrie und Experimental Philosophie lehre[n]; beides geschah aber auf eine so elende, selbst lächerliche Art, daß die Schüler nicht nur keine Ehrerbietung für den Lehrer hatten, sondern in seinen Lehrstunden nur Bubenspiele trieben. Doch gewann ich immer das dabey, daß ich die intereßantesten Versuche machen sah und dann zu Hause darüber nachlesen konnte. *Blauners* drittes Wort und non plus ultra war immer *Nollet*, deßen Schriften ich aber nicht besaß und im französischen damahls auch noch nicht verstanden hätte. Ich fand unter meines Vatters Büchern *Sturmii* Collegium experimentale und seine große Physica hypothetica, auch *Scheuchzers* Physik. Von einem meiner Freunde erhielt ich *Krügers* Naturlehre, die mir aber wegen Mangel an mathematischen Kenntnißen in vielen Stellen zu schwer war, daneben aber große Dienste leistete; auch *Wolfs* Physik consultirte ich oft und mit Nutzen.

In den Sprachen vernachläßigte ich mich zu sehr und fand sie zu trocken; die biblische Philologie im Gegentheil war mir sehr lieb, und noch immer denke ich mit Freuden an den Unterricht, welchen ich damals, vorzüglich aus *Relands* und *Leusdens* Schriften geschöpft habe. Ich wohnte freylich dem öffentlichen Unterrichte im griechischen und hebräischen fleißig bey, that aber bey Hause in diesem Fache nur so vieles, als ich thun mußte, und bereue es noch izt. Die öffentlichen Disputationen über philosophische und philologische Gegenstände waren immer ein Fest für mich, weil ich ohne Anstoß lateinisch sprach und meinen Lehrern damit Freude machte. Mit dem allen (!) aber bildete ich meinen Kopf nicht philosophisch aus, blieb zu entfernt von der speculativen Philosophie – hielt mich zusehr an Physik und Naturgeschichte und fühle izt täglich diesen großen Fehler meiner Jugendjahre.

Im lezten Jahre meines philosophischen Curriculi ward ich durch Prof[eßor] *Wilhelmi* zu Hauptmann *Willading* zum Lehrer seiner zwey Knaben empfohlen und trat diese Stelle sogleich an, doch ohne bey ihm zu wohnen, welches aber nach ungefähr einem Jahre geschehen mußte, damit ich meiner Mutter nicht zu beschwerlich falle. In diesem Hause nun lebte ich viele Jahre vergnügt, gut behandelt, mit allem Zutrauen beehrt, und, da ich neben den Unterrichtsstunden, welche ich den Knaben Willading gab, auch noch andere Jugend unterrichtete, sezte ich mich so ziemlich gut in den Stand, mir Kleider und Bücher anzuschaffen, machte mich mit einer feinern Lebensart bekannt, hatte Gelegenheit, viel französisch reden zu hören und mich in dieser Sprache ein wenig zu

üben, meine kleinen Sammlungen von Pflanzen und Insekten zu vermehren und überhaupt unbesorgter meine Studien fortzusetzen. Ich mußte freylich 4 Stunden Hausunterricht und oft 2 St[unden] Nebenunterricht geben und daneben meist 4 Stunden in den öffentlichen Auditoriis zubringen, so daß mir meist nur zu Nacht und in den frühen Morgenstunden freye Zeit über blieb, für mich zu arbeiten; da ich aber keine Zerstreuungen liebte, gern arbeitete, zu Freuden weder Geld noch Lust hatte, so rückte ich ziemlich gut fort und war immer einer der besten in den Auditoriis und von meinen Lehrern geehrt.

Ich lebte bey dem allen (!) glücklich und vergnügt, die Arbeit war mir Freude, Professor *Walthard* hatte mich lieb, auch bey *Kocher* war ich gut angeschrieben, obschon ich eben in dem hebräischen mich nicht auszeichnete, daneben aber oft im philologischen Fache unter ihm disputirte. Ich erinnere mich nicht mehr an die Bücher, die ich in diesem Zeitpunkte vorzüglich gelesen habe; nur das weiß ich, daß ich vieles aus *Bruckers* Historia Philosophiae excerpirte, mit vielem Wohlgefallen Titius Uebersetzung von *Bonnets* Betrachtungen der Natur studirte und *Baumeisters* und *Wolffs* philosophische Schriften damals meine Hauptbücher waren. Zu meiner Erholung sammelte ich Raupen und zog sie zu Schmetterlingen, wodurch ich so allmählich eine ziemlich artige Sammlung zusammenbrachte, die mir beym Unterricht meiner Eleven gute Dienste that und denselben zu dergleichen angenehmen Geschäften Geschmack einflößte.

Die Beförderung ad Auditoria theologica zu verdienen, mußte ich am Ende des philosophischen Curriculi eine Rede de cognitione historica philosopho non negligenda halten, und da läßt sich sogleich vermuthen, daß ich von der Naturgeschichte Vorzüge werde gesprochen haben, welches dem Profeßor um so viel mehr gefiel, da ich der einzige war, der dieses Studium trieb und er selbst einigen Geschmack daran hatte. So ward ich endlich ad Theologiam befördert, und zwar solus cum laude, welches mich zwar befremdete, da ich wohl wußte, diese Ehre nicht einzig verdient zu haben; allein eben meine Nebenstudien in der Naturgeschichte, mein Fleiß in den öffentlichen Lectionen und meine Bereitwilligkeit zu disputiren, so oft der Profeßor es begehrte, hatten mir wahrscheinlich diese Auszeichnung verschaffet. Bey *Walthard* ward es mir zur Ehre gerechnet, dieses Nebenstudium zu treiben, da *Stapfer* im Gegentheil einige Jahre nachher eben diese Naturgeschichte gegen mich anbrachte, um einen Vorwand zu haben, mir seine Stimme für das Lausanner Stipendium abzuschlagen.

Ich wünsche dennoch, in dem damaligen Zeitpunkt mich weniger mit Naturgeschichte und mehr mit Philosophie und den Sprachen beschäftiget zu haben, denn dadurch wurde ich in den solidern Wißenschaften sehr zurückgesezt, welches ich seither immer nur zu sehr gefühlt habe. Ich hohlte freylich vieles nach, las viele philosophische Schriften, aber der eigentliche Zeitpunkt dazu war einmal vorüber, und mein älterer Kopf hatte die Bildung nicht erhalten, die Philosophie ihm gegeben hätte.

Ueberhaupt war in diesem Zeitpunkte meines Lebens meine Lage nun etwas angenehmer, als in der Jugend: Ich war im Stande, mir das nöthige anzuschaffen, hatte Gelegenheiten genug, gute Lekturen zur Hand zu bringen, ich hatte freyen Gebrauch der öffentlichen Bibliothek und der Studentenbibliothek. – Triboleth gab mir gute Räthe und Bücher – ich selbst hatte meine Büchersammlung schon ziemlich vermehrt – aus kostbaren, mir nicht eigenen Büchern hatte ich mir durch Auszüge einen großen

Reichthum gesammelt, mein Herbarium bereichert und meine übrigen kleinen Sammlungen von Insekten und Mineralien, meist durch kleine erhaltene Geschenke, so ziemlich vermehrt.

So fieng ich nun ein neues Studien-Curriculum an und machte mit neuen Lehrern Bekanntschaft. *Salchli,* Prof[eßor] Theologiae didacticae, war alt, unvermögend, kindisch und schwatzhaft, gab seine Stunden in seinem Hause; sein Unterricht war aber so elend, daß ich ihn nur etwa sechsmal besuchte und mit den andern Studiosis dann ausblieb. Ihm wurde bald darauf der hebräische Profeßor, *Kocher*, zum Vicar geordnet, und dieser gab uns einige Jahre Unterricht nach *Melchioris* Compendium Theologiae. Seine Anhänglichkeit an die alte Orthodoxie machte ihn bey vielen Studenten zum Gegenstande des Spottes: Sein Vortrag war sehr weitschweifig, hatte aber das fürtreffliche, daß er alle Beweisstellen aus der Bibel uns aus den Grundsprachen erklärte und meine alte Neigung dafür wieder aufweckte. *Vitringa, Venema* etc. waren seine Lieblinge; auf Joh[ann] Dav[id] *Michaelis*, den man in Vergleichung mit den Neuern für sehr orthodox halten muß, war der beständige Gegenstand seiner Ausfälle und Widerlegungen, wodurch er aber bey den Studenten nicht sein Glück machte, indem man schon damals die *allgemeine deutsche Bibliothek von Berlin* für die reichste Quelle aller theologischen Weisheit ansahe. Bey dem allen besuchte ich *Kochers* Stunden gerne, fleißig und mit Nutzen; ich hielt ihn freylich für einen Schwärmer, sehe izt aber je länger je mehr ein, daß eben dieses sogenannte Schwärmen mit dem wahren Geiste des Evangelii am besten übereinkömmt. Ich will mich in unsren Zeiten gern einen Schwärmer nennen laßen, der Jesum Christum den gekreuzigten für den einzigen Erlöser hält und ihn als Gottes Sohn anbetet.

Stapfer war Profeßor Theologiae elenchticae und hatte damals bey den Studenten großen Credit. Sein Cursus dogmatico-elenchticus war aber so einförmig und langwierig, daß ich noch izt nicht begreiffen kann, warum wir uns so sehr viele Mühe gegeben haben, denselben nachzuschreiben und für Kleinod zu halten. Es war ein trockenes Scelett mit magerm Fleisch: alle Kapitel in ein gleiches Modell gegoßen und der gleiche Schlendrian durch die ganze Theologie hin, ohne durch wahre Philosophie und Raisonnements gewürzt zu seyn. – Ich hatte ziemlich viele theologische Bücher von meinem Vatter, wovon ich ein Verzeichnis *Stapfern* vorlegte mit Bitte, mir zu sagen, welche ich davon vorzüglich behalten und brauchen solle. Darunter war auch *Rißenii* Summa Theologiae, welchen er mir zu verkaufen anrieth – ich behielt aber das Buch und fand nachher, daß er oft ganze Seiten daraus vom Catheder in seinem Cursus vorlas – ich fand auch, daß es mir nachher oft sehr gute Dienste beym Disputieren leistete. Diese Art zu handeln nahm mir alles Zutrauen zu diesem Profeßor, und in der Folge sah ich auch mehr als einmal, daß ich mich auf seine Räthe und Freundschaft eben nicht gar sehr verlaßen müße. Dennoch besuchte ich seine Stunden fleißig, schrieb seinen ganzen Cursus, den ich aber seither, als mir völlig unbrauchbar, unter die Maculatur geschmißen habe.

Ich sollte nun auf einmal verschiedene Bücher mir anschaffen, und ich hatte das Geld nicht, war also gezwungen, zu meiner Zunft meine Zuflucht zu nehmen, welche mir, so viel ich mich noch erinnere, acht Kronen oder fünf Laubthaler gab, woraus ich *Stapfers* Grundlegung zur christlichen Religion, in 12 Bänden, *Clarkes* Paraphrase der vier Evan-

gelisten und *Nößelts* Vertheidigung der Religion ankaufte. *Stapfern* konnte und mochte ich selten brauchen – *Clarke* that mir mehrere Dienste, und den größten Nutzen zog ich aus *Nößelt,* den ich noch izt für ein fürtreffliches Buch halte. Ich erinnere mich aber nicht mehr, welche Bücher ich vorzüglich in diesem Zeitlaufe gelesen habe. Das Studium der Bibel selbst trieb ich am meisten, besuchte sehr fleißig *Stapfers* und *Kochers* theologische Lektionen und schrieb sehr vieles davon auf. Von neuern theologischen Büchern kam wenig in meine Hände, *Vitringa, Melchior, Wyttenbach* studirte ich am meisten, und *Wyttenbach* gefiel mir darum vorzüglich, weil ich ungemein viel Erudition darinn fand. *Heideggeri* Enchiridion biblicum brauchte ich sehr viel und *Pritii* Introductio in N. T. – In der Folge las ich einige Werke *Mosheims* über Kirchenhistorie, so auch *Spanheim, Horn, Lampe.* Vielen Unterricht schöpfte ich aus dem sehr guten Werke *Stapfers,* welches er in fünf Theilen über die Polemik herausgegeben. Zu den Disputationen diente mir, nebst *Arnoldi* Lux in tenebris, dies leztere Werk *Stapfers* vorzüglich, so auch *Spanhemii* Elenchus controversiarum. Ich erinnere mich nicht, daß ich in dieser Zeit viele deutsche theol[ogische] Bücher gelesen habe.

Desto mehr Deutsches las ich über Philosophie, Physik und Naturgeschichte. *Feders* Metaphysik gewann ich sehr lieb. Die Abhandlungen der Schwedischen Gesellschaft der Wißenschaften, die Commentarii de Rebus in medicina et scientia naturali gestis, die Physikalischen Belustigungen, Linnaei Amoenitates academicae, Denso physikalische Bibliothek, etc. etc. excerpirte ich alle nur zu sorgfältig und verlor sehr viel Zeit dabey. Das erste Compendium, das ich über Naturgeschichte in die Hände bekam, war *Beckmanns* seines und eine der ältesten Ausgaben von *Linnaei* Systema Naturae. Ich erhielt von *Triboleth* viele gute Bücher aus der Bibliothek des großen *Haller,* zu welcher er freyen Zugang hatte, und benuzte auch die hiesige Burger Bibliothek, aber meist nur für Physik und Naturgeschichte.

Mit der feinern Welt hatte ich nicht Gelegenheit umzugehen, machte aber in den lezten Jahren meines Studententhums Bekanntschaft mit einer hiesigen Burgerstochter, die mir, ihres sanften Charakters wegen, ungemein gefiel und viele Jahre hindurch der einzige Gegenstand meiner Liebe gewesen ist, doch immer mit dem festen Vorsatze, mich nie mit ihr zu verheyrathen, weil sie eben so wenig als ich besaß und wir beide Gefahr liefen, durch nähere Verbindung uns unglücklich zu machen. Selige Stunden brachte ich aber in ihrer Gesellschaft zu und werde diese unschuldige Zeiten nie vergeßen, wo ich in einem kleinen Zirkel von Freundinnen der Süßigkeiten eines freundschaftlichen Umgangs genoß und mich meiner Jugend freute. Ich ward sogar hingerißen, Gesnern nachahmen zu wollen, und besang einige ländliche Partheyen und Lustbarkeiten in sogenannten Idyllen, die meine Freundinnen artig fanden – von denen aber alles verloren gegangen ist.»

Für die Jugend Samuel Wyttenbachs ist die hier vorgestellte Schrift die bei weitem wichtigste Quelle. Sie bedarf auch kaum der Ergänzung. Es seien hier nur der Genauigkeit halber einige Daten nachgetragen. Der 1748 geborene Wyttenbach gehörte der Familie an, die den schrägen Balken in ihrem Wappen trägt. Er kam, wie das damals üblich war, im Alter von 6 Jahren, also 1754, an die Untere oder Lateinschule in Bern. Die Schulzeit dauerte im Normalfall acht Jahre; Wyttenbach aber konnte, wie er schildert, im ersten Anlauf nicht promoviert werden und musste noch ein weiteres Jahr absolvieren. Auf Ostern 1763 wurde er schliesslich nach einem glänzenden Examen zu den Studien an der Berner Akademie zugelassen. Zu Ostern 1765 erfolgte seine Admission zum heiligen Abendmahl, eine Zeremonie, die in der evangelischen Kirche später durch die Konfirmation ersetzt wurde. Nach Abschluss des curriculum eloquentiae im Herbst 1765 ging er als Hauslehrer nach Bipp und nahm gleichzeitig seine philosophischen Studien auf. Im Sommer 1766, also in Wyttenbachs 18. Altersjahr, starb sein Vater. Trotz der dadurch erlittenen finanziellen Einbusse konnte er seine Studien fortsetzen und 1768 das philosophische Curriculum erfolgreich abschliessen. Er wurde «solus cum laude» zum Theologie-Curriculum zugelassen, ein Prädikat, welches er sich offenbar durch grossen Fleiss und durch seine naturwissenschaftliche Begabung verdiente. Die letzte Studienphase schildert Wyttenbach nicht mehr zu Ende, sondern er bricht vor der 1772 erfolgten Ordination zum candidatus theologiae ab.

Für den Rest seiner Lebenszeit sind wir demzufolge auf andere Quellen angewiesen. Es bieten sich hiezu insbesondere sein Tagebuch, seine umfangreiche Korrespondenz, eine weitere autobiographische Schrift und der 1830 veröffentlichte Nekrolog an.

Nach Beendigung seiner Studien erhielt Wyttenbach das sogenannte Lausanner Stipendium. Dies bedeutete wiederum eine besondere Auszeichnung für ihn, kamen doch nur hervorragend begabte Studenten in den Genuss dieser Einrichtung, die alle zwei Jahre an zwei Absolventen der Akademie ausgegeben wurde. Ihr Sinn bestand in der Heranbildung von Geistlichen, die neben der deutschen Muttersprache auch des Französischen mächtig sein sollten, um zweisprachig predigen und seelsorgerisch tätig sein zu können. Für Wyttenbach war die Annahme des Stipendiums ein schwerwiegender Entscheid, da er ein Angebot seines Namensvetters, des Apothekers Sigmund Wyttenbach, der ihm ein Medizinstudium finanzieren wollte, ausschlagen musste. Wyttenbach blieb fortan der geistlichen Karriere treu. Während seines zweieinhalbjährigen Aufenthalts in Lausanne schloss er viele neue Bekanntschaften; unter anderen lernte er durch die Vermittlung Albrecht von Hallers den Naturforscher Otto Friedrich Struve und dessen Sohn Heinrich kennen und eignete sich eine gewisse Weltläufigkeit an.

Die Stelle eines Predigers am Burgerspital in Bern, die er nach dieser Zeit im Frühjahr 1775 antrat, kam seinen Neigungen und Anlagen sehr entgegen, da sie viel freie Zeit für nebenamtliche Tätigkeit liess. Wyttenbach selbst beschreibt die Jahre am Burgerspital als «beinahe sechs der glücklichsten meines Lebens». Er entwickelte mannigfaltige Aktivitäten auf verschiedenen Gebieten, baute insbesondere seine Naturaliensammlung aus, reiste jedes Jahr für mehrere Wochen in die Alpen und entfaltete eine reiche literarische Tätigkeit. Diese bestand insbesondere in der Übersetzung wichtiger natur-

kundlicher Werke, unter anderen de Saussures «Reisen durch die Alpen», und in Editionen von für die Naturgeschichte der Schweiz relevanten Schriften. Seine bekanntesten eigenen Arbeiten aus dieser Zeit sind Reisebeschreibungen durch verschiedene Alpenregionen. Dazu kam eine umfangreiche Korrespondenz. Er pflegte intensiven Kontakt mit dem naturkundlich sehr versierten Pfarrer Daniel Sprüngli und kehrte bis zu dessen Tod 1777 häufig beim alten Albrecht von Haller ein. Daneben erteilte er, wohl hauptsächlich aus pekuniären Motiven, Kindern vornehmer Bürger Religionsunterricht.

1781 wurde Wyttenbach zum Helfer an der Heiliggeistkirche ernannt. Diese Stelle nahm er an, weil sie die Aussicht eröffnete, dass ihr Inhaber nach sechs Jahren Dienst eine habliche Landpfarrei erhielt, was ihm damals als das erstrebenswerteste Ziel erschien. Nach dem Tod des Pfarrers an der Heiliggeistkirche änderte er aber seine Pläne, bewarb sich um dessen Amt und erhielt es im August 1783. Inzwischen war Margaretha Ernst, seine erste Frau, die er 1781 geheiratet hatte, nach nur anderthalbjähriger Ehe im Kindbett gestorben. Seine zweite, 1784 mit Katharina Pagan geschlossene Ehe verlief glücklicher. Es entsprossen ihr zwei Söhne, Samuel und Rudolf, und eine Tochter, Rosina.

Die Pflichten als Pfarrer nahmen Wyttenbach nun wesentlich stärker in Anspruch als vordem, so dass er seine nebenamtlichen Aktivitäten einschränken musste. Die vermehrte Belastung hinderte ihn allerdings nicht, weiter seiner naturkundlichen Leidenschaft nachzuleben. Seiner Initiative war es in erster Linie zuzuschreiben, dass 1786 die «Bernische Naturforschende Gesellschaft» gegründet wurde, zu deren prominentesten Gründungsmitgliedern Johann Georg Tralles, Professor für Naturgeschichte in Bern, der Spitalprediger Samuel Studer und der Apotheker Karl Friedrich Morell zählten. Später stiess der jüngere Albrecht von Haller, Sohn des grossen Haller, dazu.

Ihre Tätigkeit bestand im Abhalten von Sitzungen, an denen die einzelnen Mitglieder über ihre Forschungen berichteten oder gelehrt diskutiert wurde, in der Organisation von gemeinsamen Exkursionen und in der Zusammenstellung eines Archivs. Zum wichtigsten Zusammenhalt wurde bald das Betreiben des 1788 gegründeten Botanischen Gartens, der an verschiedenen Orten immer wieder neu angelegt werden musste. Das Schicksal der Gesellschaft war wechselvoll; Phasen fruchtbarer Aktivität wurden abgelöst durch solche einer völligen Stagnation, bis die Gesellschaft 1815 mit der im selben Jahr neu ins Leben gerufenen «Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft» verbunden wurde. Auch bei der Konstituierung dieser Gesellschaft spielte Wyttenbach eine führende Rolle.

Die beständige Erweiterung seines Naturalienkabinetts und seine ausgedehnte Korrespondenz führten bald dazu, dass Wyttenbachs Name über die Grenzen Berns und der Schweiz hinaus bekannt wurde. Er wurde korrespondierendes Mitglied mehrerer Akademien und erhielt zahllose Besuche internationaler Grössen, die sich für seine weitherum bekannte Sammlung interessierten. Unter ihnen stechen die Namen Goethes, Lavaters, de Saussures und der Herzogin Dorothea von Curland besonders hervor.

Das starke Bedürfnis Wyttenbachs, Naturgeschichte einer grösseren Öffentlichkeit zu erschliessen, liess ihn 1798 bei der Gründung des Medizinischen Instituts dabeisein.

Während der ganzen Zeit des Bestehens dieses Instituts von 1798 bis 1805 hielt er darin die Vorlesungen für Naturgeschichte. Dass nach dessen Auflösung und der Errichtung der Hohen Schule 1805 nicht er auf den Naturwissenschaftlichen Lehrstuhl berufen wurde, muss eine der grossen Enttäuschungen seines Lebens gewesen sein. Er verwandte im übrigen in seiner Eigenschaft als Pfarrer auch viel Zeit auf den religiösen Jugendunterricht, der ihm zur Festigung des christlichen Glaubens gerade in den Zeiten der Revolution ein besonderes Anliegen war. Der Kirchenhistoriker Paul Wernle schätzt ihn als tüchtigen Pädagogen und warmherzigen Christen ein.

Weitgehend auf Wyttenbachs und einiger Gesinnungsfreunde Anregung ging auch die Gründung des Naturhistorischen Museums zurück. Anstoss dazu gab 1801 der Tod Daniel Sprünglis, dessen Vogelsammlung und Versteinerungen man in Bern behalten wollte. Nachdem die Behörden in der städtischen Bibliothek den benötigten Raum zur Verfügung gestellt hatten, wurde das Museum eröffnet. Seine Basis konnte 1803 durch die Schenkung von weiteren Naturalienkabinetten seitens der Helvetischen Regierung und durch die Gewährung von Krediten durch den Kanton beträchtlich erweitert werden, so dass der Grundstein zu einer recht stattlichen Sammlung gelegt wurde. Wyttenbach selber wendete für die Betreuung dieses Museums, das sein ganzer Stolz war, sehr viel Zeit auf.

Als hätte er mit der Pfarrei und seinen naturwissenschaftlichen Interessen nicht genug Arbeit, liess sich Wyttenbach in zahlreiche öffentliche Ämter wählen. Er war 1803 bis 1808 Mitglied des Oberen Ehegerichts, und von 1803 bis 1826 gehörte er dem Bergrat an. Daneben wirkte er von 1800 bis 1806 in der Zentralhülfsgesellschaft und von 1808 bis 1826 in der Bibliothekskommission mit. Seine grosse Anteilnahme an der Erziehung der Jugend manifestierte sich in seinen Mitgliedschaften in der Kuratel der Akademie (1813 bis 1815) und im Schul- und Kirchenrat (1861 bis 1821). Ferner unterrichtete er am Waisenhaus Naturgeschichte und ermöglichte es einigen begabten Waisenknaben, dass sie die akademische Laufbahn einschlagen konnten. Dass diese mannigfaltigen Aktivitäten selbst dem seit frühester Jugend an fleissiges Arbeiten gewohnten Wyttenbach zuviel wurden und er sich öfters bei Freunden darüber beklagte, verwundert nicht.

Trotz der erwähnten vielen öffentlichen Ämter, die Wyttenbach zeit seines Lebens innehatte, kann er nicht als politischer Geist bezeichnet werden, sind uns von ihm doch nur wenige Äusserungen zum politischen Geschehen bekannt. Überliefert ist eine lebhafte Verurteilung der französischen Revolution und der Besetzung Berns durch die Franzosen, die für ihn eine Zeit der Räuber und der Gesetzlosigkeit war.

In seinen späten Jahren wandte sich Wyttenbach stärker der Beschäftigung mit der christlichen Religion zu. Zeichen dafür ist die bernische Bibelgesellschaft, die er, nach englischen Vorbildern, fussend auf einer 1798 gestifteten Erbauungsgesellschaft 1816 ins Leben rief. Hier bemühte er sich unablässig, Geld für eine neue Ausgabe der alten bernischen Piscator-Bibel zu sammeln, ein Unternehmen, das 1823 schliesslich zu einem glücklichen Ende geführt wurde. Liest man seine kurze Lebensbeschreibung, die er anlässlich seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums als Pfarrer verfasst hat, trifft man sogar auf Stellen, wo Wyttenbach sich vorwirft, zuviel Zeit mit Naturwissenschaft und

sonstigen Zerstreuungen verbracht und sich zu wenig der Religion und Gott gewidmet zu haben.

Theologisch-dogmatisch wird Wyttenbach von Kurt Guggisberg als Pietist eingestuft, wobei allerdings nicht anzunehmen ist, dass er sich über christliche Dogmatik viele Gedanken machte, auch wenn er zu den treuen Lesern Jung-Stillings gehörte. Von aufklärerischen theologischen Ideen scheint Wyttenbach jedenfalls kaum berührt worden zu sein. Seine Frömmigkeit war vielmehr direkt und wenig reflektiert, beinahe naiv oder, wie er selbst in der vorliegenden Schrift sagt, schwärmerisch, Eigenschaften, die ihn aber bei seiner Gemeinde sehr beliebt machten und ihn als einen volksnahen Vertreter seines Standes erscheinen lassen.

Jakob Samuel Wyttenbach starb am 22. Mai 1830, nachdem seine letzten Jahre von Altersgebresten, insbesondere einem Nachlassen des Augenlichts und einer «beengten Brust» – einem Leiden, dessen genaue Kenntnis sich dem modernen Betrachter mangels präziserer Angaben entzieht – überschattet gewesen waren.

In seinem langen Leben war Wyttenbach ein steter Anreger der naturwissenschaftlichen Forschung in seiner Heimatstadt und ein Wegbereiter der entsprechenden Institutionen wie das Naturhistorische Museum und der Botanische Garten. Darin lag ohne Zweifel seine Bedeutung; auf diesem Gebiet öffnete er sich, trotz seines religiösen und politischen Konservativismus, aufgeklärtem Geist, der in Bern schon früh Fuss gefasst hatte, und trug somit in bewusster Anknüpfung an Haller zu einer Tradition bei, die für Berns wissenschaftliche Aufgeschlossenheit ein gutes Zeugnis ablegt.

4. Kommentar zur Autobiographie

4.1. Der Text: Schrift, Zweck, Charakter

Wyttenbach hat sich für seine autobiographische Rückschau der lateinischen Schrift bedient, ein Umstand, der für die Zeit der Abfassung im März des Jahres 1801 für einen deutschen Text eher ungewöhnlich ist. Er mag daher zu erklären sein, dass Wyttenbach schon früh in lateinischer Sprache schrieb und deren Schrift auch für seine deutschen Arbeiten nicht aufgeben mochte.

Der unmittelbare Anlass für die Niederschrift des «Kurzen Abrißes» ist uns unbekannt. Wyttenbach sagt auch nirgends, warum er sein Leben beschreiben wollte und von welchen Ideen er sich dabei leiten liess. Wir müssen dies aus dem Text zu erschliessen suchen, soweit das möglich ist.

Titel und abrupter Schluss legen die Annahme nahe, dass Wyttenbach sein Werk nicht vollenden konnte oder wollte. Er schildert nicht, wie im Titel versprochen, die «Fürnehmsten Umstände» seines ganzen bisherigen Lebens, sondern beschränkt sich auf seine Jugend und bricht auch nicht, was sich natürlicherweise angeboten hätte, mit dem Abschluss seiner Akademiezeit ab, sondern mitten in der Erzählung über das theologische Curriculum. Es ist daher wohl nicht anzunehmen, dass der Text in dieser Form zur Veröffentlichung bestimmt war. Wahrscheinlich war die Niederschrift lediglich an

den engeren Familienkreis gerichtet oder als Ergänzung oder Zusammenfassung der Tagebücher gedacht. Jedenfalls scheint man die Frage nach dem Motiv, das Wyttenbach bewogen hat, zur Feder zu greifen, nicht eindeutig beantworten zu können.

Hingegen lassen sich einige Aussagen zu Charakter und Stil von Wyttenbachs Lebenserinnerungen machen. Wie im Titel schon ausgedrückt, soll es sich nach dem Willen des Verfassers dabei um eine kurze Beschreibung der wichtigsten Umstände aus seinem Leben handeln. Diese sich selbst auferlegte Knappheit veranlasst Wyttenbach zu zahlreichen Auslassungen und Verkürzungen in seinem weitgehend chronologisch aufgebauten Text. Insbesondere beschränkt er sich darauf, für ihn selbst unmittelbar relevante Ereignisse zu rapportieren, wir erfahren also kaum etwas Direktes über politische Ereignisse oder gesellschaftliche Gegebenheiten. Die Geschichte des Individuums Wyttenbach steht ganz im Vordergrund. Aber auch diese wird auf karge Weise erzählt, auf manches wird nur wenig detailliert und kursorisch eingegangen. Wyttenbach ist namentlich sehr zurückhaltend in der Mitteilung seiner Gemütsbewegungen und Reflexionen. Über Seelenzustände und Gefühle wird, mit der partiellen Ausnahme religiösen Empfindens, nur andeutungsweise berichtet. Der «Abriß» besteht im wesentlichen aus der Darstellung der äusseren Entwicklung von Wyttenbachs Leben, der Beleuchtung von für ihn wichtigen Ereignissen, Personen und Büchern.

Des Autors Kürze und Knappheit machen es schwierig, bei ihm Vorbilder zu erkennen, an die er sich bei der Abfassung seiner Lebensgeschichte angelehnt haben könnte. Ein Vergleich mit Rousseaus «Confessions», der bekanntesten Autobiographie aus der damaligen Zeit, ist müssig, zu entfernt sind sich in ihrem Denken und ihrer Lebensauffassung der engagierte, unruhige Weltbürger und der Berner Pfarrherr; wir finden auch nirgends einen Hinweis darauf, dass Wyttenbach Rousseau gelesen hat. Naheliegender wäre es, einen Einfluss der deutschen pietistischen Lebensbeschreibungen anzunehmen, von denen wir wissen, dass eine der wichtigsten, nämlich Jung-Stillings «Lebensgeschichte», von Wyttenbach sehr geschätzt wurde. Um mit dem Etikett «pietistisch» behängt zu werden, fehlen Wyttenbachs Schrift allerdings einige diese Gattung kennzeichnende Charakteristika: Moralische Zergrübelungen – wie es Georg Misch ausdrückt – und tiefgehende psychologische Selbstanalysen, die pietistische Lebenserinnerungen durchziehen, waren Wyttenbachs Sache nicht. Ein Erweckungserlebnis, der Schlüssel zur Gotteserkenntnis eines Pietisten, findet bei Wyttenbach in der geschilderten Periode nicht statt. Eher spürbar wird ein weiterer, von Bernd Neumann und Misch hervorgehobener Zug dieses autobiographischen Typus: die Betonung des zielgerichteten Eingreifens der Vorsehung auch in die kleinsten Dinge des Lebens. Sofortige wundersame Gebetserhörungen, plötzliche Hilfe aus seelischer oder materieller Not sind typisch für das Leben eines Pietisten und werden als Fingerzeig dafür verstanden, dass der Schreiber der vorausschauenden Sorge Gottes anvertraut und seinem Schutze anheimgegeben sei. Bei Wyttenbach tritt dieser «gelenkte Zufall» zwar weniger penetrant in Erscheinung als bei den hervorragenden Vertretern dieser Gattung, bei Jung-Stilling oder Adam Bernd etwa, aber er weist doch immer wieder darauf hin, wie oft Gott oder die gütige Vorsehung ihm geholfen oder ihn vor Unbill bewahrt hätten. Beispiele für das gnädige Walten des Herrn sind bei Wyttenbach die Errettung vor dem Schicksal eines Trunkenbolds und die Bekanntschaft mit dem Arzt Franz Ludwig Tribo-

let, der seinen naturwissenschaftlichen Studien entscheidende Impulse gab. Eine eigentliche Anlehnung an pietistische Vorbilder lässt sich aus der geschilderten Übereinstimmung allerdings meines Erachtens nicht ableiten.

Trotz seiner Zurückhaltung und Knappheit schimmern bei Wyttenbach gewisse Werthaltungen durch, die sein Leben und Werk prägten. Sie treten besonders in dem lobenden Porträt seiner Mutter zutage. Sie wird als arbeitsame, sparsame, bescheidene Frau geschildert, die ihre Pflicht tut und der die Familie allein das Überleben zu verdanken hat. Wyttenbachs erfolgreiche Schullaufbahn war im wesentlichen, so sagt er selbst, auf ähnliche Eigenschaften – Fleiss und unermüdliche Arbeit – und auf Gottes Hilfe, wie immer wieder relativierend betont wird, zurückzuführen.

Das grosse Ideal war aber, «wie ein Christ zu leben» und sich dadurch zu veredeln. Diese Veredlung konnte nur durch eine intensive Aneignung von Kenntnissen der christlichen Religion erfolgen. Dem stand in den Augen Wyttenbachs als grösste Gefahr die Möglichkeit entgegen, weltlichen Lustbarkeiten, Verführungen und Zerstreuungen – wie dem Trinken – zu erliegen, zu denen man durch «schlechte Gesellschaft» gebracht wird. Wyttenbachs Armut, seine Arbeitslast und sein Arbeitseifer und Gottes Führung haben ihn vor einem Abgleiten in dieses Los bewahrt. Aber auch wissenschaftlicher Eifer, das Bedürfnis, «irdische Kenntnisse zu sammeln», konnte von der rechten Bahn abhalten, und Wyttenbach gesteht sich rückschauend schmerzlich ein, diesem Trieb eine Zeitlang zu sehr nachgehangen zu sein.

Im ganzen durchzieht den «Abriß» eine gottesfürchtige, bürgerlich-puritanische Nüchternheit, der eine starke Gefühlsregung, sofern sie nicht religiöser Natur ist, suspekt ist. Aber gerade diese Glanzlosigkeit und Einfachheit macht Wyttenbach zu einem historisch recht wertvollen Zeugen. Er übertreibt nicht, verfügt über keine überbordende Erfindungsgabe und hält sich an das von ihm direkt Erlebte: Dies lässt Wahrheitsgehalt und Zuverlässigkeit seines Werkes in einem guten Lichte erscheinen.

4.2. Sozialhistorische Aspekte

Ausgangspunkt für die Interpretation des Milieus und der Familienverhältnisse Wyttenbachs, wie sie sich im Abriss widerspiegeln, muss eine kurze Darstellung der sozialen Schicht sein, der er angehörte. Wyttenbach stammte aus einer regimentsfähigen Burgerfamilie. Einige seiner Ahnen waren in Bern zu Amt und Würden gelangt, hatten im Grossen und Kleinen Rat gesessen und hatten Landvogteien verwaltet. Der zunehmenden Verengung des Kreises der herrschenden Familien, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zu beobachten ist, sind auch Wyttenbachs unmittelbare Vorfahren politisch zum Opfer gefallen. Dieser trotz Regimentsfähigkeit von der Macht ausgeschlossene und dazu der ohnehin zum Eintritt ins Regiment nicht berechtigte Teil der Burgerschaft – die sogenannten Ewigen Einwohner – fanden sich mit der politischen Einflusslosigkeit nur schlecht ab.

Höhepunkt der sporadischen Unmutsäusserungen war die nach ihrem Anführer benannte Henzi-Verschwörung im Jahre 1749. Ihr Ausgang war allerdings für ihre Träger ein völliger Misserfolg – der Plan wurde aufgedeckt, ihre Protagonisten verbannt

oder zum Tode verurteilt. Die herrschenden Patrizier konnten sich gegen ihre Herausforderer behaupten und ihnen bis zum Ende des Ancien régime den Zugang zu den politischen Pfründen verwehren.

Für die begabteren unter den zu kurz Gekommenen war der traditionell gegebene Ausweichberuf derjenige des Pfarrers, eine Karriere, die zwar – je nach Pfarrstelle – nur ein geringes Einkommen bot, wie etwa in Adelboden, dem Inhaber eines Pfarramts allerdings ein hohes Sozialprestige eintrug. Da die Ernennung und Versetzung von Pfarrern Sache der Obrigkeit war, diese also von ihr abhängig waren, gelang es politischen Behörden leicht, die bernischen Pfarrherren auf ihre Zuverlässigkeit und Loyalität hin zu beaufsichtigen. Wyttenbach, der sich im allgemeinen wenig um politische Probleme kümmerte, war das typische Beispiel eines dem alten patrizischen Bern ein Leben lang treu ergebenen Seelsorgers. Die Aufgabe der Akademie war es, solche loyale Diener des Herrn und des Staates Bern mit dem notwendigen theologisch-wissenschaftlichen Rüstzeug zu versehen und sie auf ihre Funktion hin vorzubereiten.

Bei Wyttenbach treffen wir noch eine weitere Möglichkeit des sozialen Aufstiegs für diese Gruppe aus den regimentsfähigen Berner Familien an: den Soldatendienst in fremden Armeen. Besonders der Historiker Eduard von Rodt betont, dass dieser Ausweg manchem bernischen Offizier, der aus einem burgerlichen Geschlecht stammte, zu Reichtum verholfen habe, sei es dank Heirat mit einer wohlhabenden Ausländerin, sei es dank der guten Bezahlung. Die holländische Armee war zu jener Zeit in diesem Geschäft eine der bevorzugten Arbeitgeberinnen. In ihr dienten auch die im «Abriß» zitierten Verwandten Wyttenbachs. Oft machte sich auch der Staat Bern die militärische Erfahrung solcher Leute zunutze, indem er sie an verantwortungsvollen Posten im eigenen Heer einsetzte, wie wir es im Falle Rudolph Wyttenbachs, eines Vetters von Jakob Samuel, sehen können.

Nur zögernd liessen sich die erwähnten Kreise dagegen auf Handel und Gewerbe ein, der Alternative, die im Grunde genommen am nächsten lag und auch am rentabelsten gewesen wäre. Es gebrach ihnen am Sinn für diese Berufe, die wohl auch als eher minderwertig galten. Richard Feller sagt dazu: «Der versagte Ämterstolz verdarb ihnen das Handwerk; es siechte unter ihrer Gleichgültigkeit.»

Abraham Wyttenbach, Jakob Samuels Vater, stand also mit seiner mangelnden Begabung und seinem geringen Interesse für den Schreinerberuf durchaus nicht alleine da. Er wurde dann 1752 Pedell an der Akademie, nachdem seine Versuche, das Schreinergeschäft gewinnbringend zu führen, offenbar nie von Erfolg gekrönt waren. Das Pedellat wurde 1732 geschaffen und konnte nur von Bernburgern bekleidet werden. Des Pedells Aufgabe war es, Dekan, Rektor und den Präsidenten des Schulrats zu den Schulratssitzungen zu begleiten, der Schulleitung zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Durchsetzung der Reglemente zur Verfügung zu stehen und, als unpopulärste Obliegenheit, fehlbare Studenten in den Karzer abzuführen.

Die 200 Kronen, die Abraham Wyttenbach in diesem Amt verdiente, waren offensichtlich nicht ausreichend, um seine Familie durchzubringen. Es stellt sich dabei allerdings die Schwierigkeit, den Wert dieser Summe genau zu ermessen, da Kaufkraftvergleiche zwischen Währungen verschiedener Epochen der veränderten Konsumgewohnheiten, des veränderten Selbstversorgungsgrades und der ständig wechselnden Preise

wegen fragwürdig sind. Trotz dieses Umstandes glauben wir, nicht allzuweit fehl zu gehen, wenn wir den Gegenwert des Batzens um 1750, der gängigsten Münze im Bern des Ancien régime, mit 3 bis 3½ Franken in heutigem Geld angeben. Eine Krone galt 25 Batzen; Abraham Wyttenbach hätte demzufolge für seine sechsköpfige Familie 15 000 bis 17 500 Franken verdient. So problematisch dieser Vergleich zwischen alter und moderner Währung ist, so ergibt sich aus der Erzählung Wyttenbachs dennoch, dass seine Familie auf weitere Einkünfte angewiesen war, um ihren Bedarf zu decken. Dazu diente zum einen die Verpachtung der Schreinerei, die nun, da sie Abraham Wyttenbach nicht mehr auf eigene Rechnung betrieb, besser rentierte, und zum anderen die Aufnahme zweier Tischgänger, die gegen ein wohl recht geringes Entgeld bei der Familie Wyttenbach Kost und Wohnung erhielten. Diese Beiträge zusammengenommen haben der Familie ein – notdürftiges, wie Jakob Samuel betont – Auskommen garantiert, ja es war sogar möglich, noch einen kleinen Freibetrag für Vater Wyttenbachs Bücher und seinen Wein abzuzweigen. Hingegen genügte das Einkommen nicht, um das Studium des Sohnes zu finanzieren; dieser war gezwungen, sich nach anderen Mitteln umzusehen, obwohl Abraham Wyttenbach während der dokumentierten Zeit nie die Generation seiner Eltern miterhalten musste. Der Wyttenbach-Haushalt war ein Zweigenerationen-Haushalt, wie im übrigen später auch die Familie Jakob Samuels einen solchen bildete, da seine Eltern beide vor seiner Hochzeit gestorben waren. Trotz dieses Umstandes blieb die Haushaltung Wyttenbach zur Kinderzeit Jakob Samuels nicht auf die eigentliche Kernfamilie, das heisst die Generation der Eltern und der Kinder, beschränkt; vielmehr wohnten noch die zwei erwähnten Tischgänger, deren finanzieller Zustupf benötigt wurde, unter demselben Dach. Diese Erscheinung ist in den unteren bürgerlichen Schichten Englands zu dieser Zeit sehr häufig, wie Lawrence Stone nachweist, und sie scheint auch in Bern – wie die Selbstverständlichkeit, mit der Wyttenbach von den beiden Männern spricht, andeutet – geläufig gewesen zu sein.

Aus der bernischen Volkszählung von 1764 geht hervor, dass die familiäre Privatsphäre zusätzlich durch eine Magd – Anna Küentzi aus Höchstetten – beeinträchtigt wurde. Nach dem Tode des Vaters 1766 und dem Ausfall von dessen Einkünften als Pedell hilft die Zunft zu Zimmerleuten, der er als Schreiner angehört hat, der Mutter und den noch unverheirateten Töchtern über die ärgste finanzielle Not hinweg. Für Bernburger nahmen in dieser Zeit ganz generell die Zünfte die Funktion eines sozialen Netzes wahr, das ihre Mitglieder daran hinderte, infolge von Schicksalsschlägen in offene Armut abzusinken. Hingegen gab es auch unter Zunftmitgliedern latent Bedürftige. In diesen Zusammenhang gehört die Bemerkung Wyttenbachs, er habe sich zu gewissen Zeiten nicht auf die Strasse gewagt, da seine Kleidung allzu schäbig gewesen sei.

Im ganzen bemühte sich die Familie Wyttenbach wohl in Haltung, Gehabe, Aussehen, Bildung und Lebensführung, wenigstens in Ansätzen dem Bild, das ihre gute Abkunft prägte, zu genügen, obgleich ihre materielle Grundlage dazu bei weitem nicht ausreichte. Dies zeigt sich zum einen an der Tatsache, dass man den Sohn, allen pekuniären Widrigkeiten zum Trotz, auf die Lateinschule und die Akademie schickt, zum andern daran, dass sich der Vater selbst durch das Anlegen einer bescheidenen Bibliothek um geistige Anregung bemüht, ferner aber auch am Umstand, dass man sich schämt, mit schlechter Kleidung auf der Strasse gesehen zu werden.

Über die familieninterne Rollenverteilung lässt sich aus Wyttenbachs Referat nur Rudimentäres gewinnen. Der Vater scheint sich wenig um die Erziehung seiner Kinder bemüht zu haben, sie wie der gesamte häusliche Bereich scheinen die Domäne der Mutter gewesen zu sein. Ihr kommt darum in den Augen Wyttenbachs das Verdienst um den Zusammenhalt der Familie zu. Während sie sich wohl ganz auf häusliche Aktivitäten beschränkt, deutet die interessante Notiz, die Wyttenbach nach dem Tode des Vaters über seine Schwestern Maria macht, damals im 29. Lebensjahr stehend, und Katharina, damals 23 Jahre alt, beide noch ledig, anderes an. Er sagt von ihnen, dass sie «traulich das ihre zur Haushaltung beytrugen». Dies kann eine Anspielung auf tüchtige Hilfe bei der Führung des Haushalts sein, weist aber doch eher auf berufliche Tätigkeit hin, da die Bemerkung im Rahmen der Erzählung über die finanziellen Konsequenzen des Todes des Vaters gemacht wird und dazu die Arbeitslast, die der reduzierte Haushalt mit sich brachte, nicht mehr so gross gewesen sein wird, dass drei erwachsene Frauen damit ausgelastet gewesen wären. Leider lässt sich nichts Präzises über die etwaige ausserhäusliche Arbeit der zwei Schwestern Wyttenbachs sagen.

Bemerkenswert ist die grosse Rolle, die der Alkohol in Wyttenbachs Familie und Bekanntenkreis gespielt hat. Neben seinem Vater griffen auch die beiden Tischgänger in seinem Hause regelmässig zur Flasche, und erstaunlicherweise gehörte auch eine Frau zum Reigen der Trinker, nämlich Wyttenbachs – allerdings nicht identifizierbare – Tante. Dazu gesellen sich ausserhalb des Familienkreises der «versoffene Provisor», der seines Lasters wegen von seiner Schulstelle entlassen wird, und der grimmige Landvogt Sigmund Albrecht Steiger zu Bipp, der sich seine einsamen Witwertage durch Alkoholgenuss erträglich macht. Es schien durchaus keine Hemmung zu existieren, auch Kindern Wein – darum handelt es sich bei dem berauschenden Getränk ohne Zweifel – anzubieten, wie des jungen Wyttenbach erfolgreiches Bitten um einen «Trägerlohn» zeigt. Es stellt sich die Frage, inwieweit Wyttenbachs Klagen über den übermässigen Weinkonsum auf eine neue gesellschaftliche Einstellung zu den Gefahren des Alkoholtrinkens zurückzuführen sind oder ob in Wyttenbachs Umgebung mehr oder minder zufälligerweise überdurchschnittlich viel getrunken wurde. Fest steht, dass Weingenuss im alten Bern eine Selbstverständlichkeit war – der Staat bezahlte sogar einen Teil gewisser Löhne in Wein.

4.3. Wyttenbachs Schuljahre

4.3.1. Der Religionsunterricht

Der elementare Religionsunterricht, den der Knabe Wyttenbach vor und neben der Schule, die ihrerseits ein grosses Gewicht auf die christliche Unterweisung legte, genoss, scheint in Form und Inhalt durchaus dem in Bern damals Üblichen entsprochen zu haben. Die zitierten Büchlein, mit denen dem kleinen Jakob Samuel die Grundbegriffe der christlichen Religion nähergebracht werden sollten – Hübners Kinderbibel und die Liederbücher von Bachofen und Schmiedlin –, hatten damals in der Schweiz grosse Verbreitung gefunden. Von Bachofen und dem sich an ihn anlehnenden

Schmiedlin meint Wernle, dass ihnen die Musik mehr am Herzen gelegen sei als die Texte, die zwar unterschiedlichen religiösen Geist atmen, aber generell doch vom Pietismus bestimmt sind. Im ganzen kann gesagt werden, dass mit dem Einzug pietistischen Gedankengutes in die Schweizer Kirchen der Kirchengesang einen grossen Aufschwung erlebt hat: Man beschränkte sich nicht mehr auf das Absingen von Psalmen und einiger weniger religiöser Lieder, sondern liess auch Kirchenliedern und geistlichen Gesängen dichtender Laien weiten Raum. Innigkeit und seelische Inbrunst, für den Pietisten charakteristisch, lassen sich durch musikalische Untermalung besonders intensiv ausdrücken, daher entstanden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zur Zeit der Hochblüte des Pietismus in der Schweiz, zahllose Liedersammlungen. Auf dem Land setzte sich die neue Entwicklung allerdings nur schwer durch.

Ebenfalls eine pietistische Errungenschaft war die Erweiterung der christlichen Unterweisung durch den Einzug biblischer Geschichten in den Unterrichtsstoff. Die wichtigste Grundlage dafür war die 1714 entstandene Kinderbibel von Hübner, die später unzählige Male wiederaufgelegt wurde.

Der bisher allein dominierende Katechismusunterricht wurde aber keineswegs verdrängt. Das Erlernen des Katechismus bestand in einem sturen Drill, der das Hauptgewicht des Unterrichts auf die korrekte Wiedergabe einer auf eine bestimmte Frage vorformulierten Anwort legte. Bei mangelndem Lerneifer waren oft Schläge die Folge, trotzdem hielten – im Gegensatz zu Wyttenbach – die meisten Erwachsenen ihren Katechismus, unter dem sie als Kinder oft gelitten hatten, in hohen Ehren. Im Vordergrund stand dabei der alte Heidelberger Katechismus, der – obzwar rein orthodox – seiner kraftvollen und einfachen Sprache wegen den Gläubigen stark ans Herz griff. Ihn konnten in Bern die erwähnten andern Katechismen – der Berner, derjenige von Stapfer oder Wyttenbach – in seiner Stellung nie ernsthaft gefährden, ja er wurde 1766 vom Schulrat als offizielles Schulbuch für den Religionsunterricht bestätigt.

Höhepunkt der religiösen Schulung eines jungen Protestanten war die Admission zum Heiligen Abendmahl, die etwa im 15. oder 16. Lebensjahr erfolgte. Wyttenbach wurde, ähnlich wie in der übrigen Schweiz, durch einen eigenen Kursus zusammen mit den gleichaltrigen Studenten darauf vorbereitet. Interessant ist, dass der Unterricht nicht durch einen Pfarrer, sondern durch den Professor Rodolph erfolgte, was die enge Verflechtung der Schule und der Kirche aufs neue bestätigt. Die Zeremonie der Admission war der Vorläufer der heutigen Konfirmation und wurde damals im allgemeinen ohne grosse Feierlichkeiten, die als papistisch verurteilt wurden, begangen.

4.3.2. Die Lateinschule oder Untere Schule

Die Untere Schule bereitete in acht Klassen auf den Besuch der Hohen Schule vor. Man besuchte sie vom sechsten oder siebenten Lebensjahr bis ins vierzehnte, und die bestandene Promotion ad lectiones publicas war Voraussetzung für die Zulassung zur Akademie. Im Zentrum des Unterrichts standen alte Sprachen, speziell Latein, und die Religion; einen geringeren Stellenwert hatten Geschichte, Geographie und die naturwissenschaftlichen Fächer. Der Ablauf der Lektionen muss recht öde gewesen sein. Im

Vordergrund stand eine reine Gedächtnisschulung, vorzugsweise anhand des Katechismus. Verschiedene Reformversuche, die auf Betreiben der bedeutendsten Berner Köpfe wie Albrecht von Haller, Jean-Rodolphe Sinner von Ballaigues und Niklaus Emanuel Tscharner gegen Ende des 18. Jahrhunderts unternommen wurden, scheiterten am hartnäckigen Widerstand des Lehrkörpers und der Eltern. Die Lehrer – dies zeigt auch das Beispiel Wyttenbachs – waren überwiegend an der Akademie ausgebildete Theologen. Sie hatten in ihrer Schulzeit mit keiner anderen Lehrmethode Bekanntschaft gemacht und machten ihrerseits in der althergebrachten Weise weiter. Trotzdem muss es unter Wyttenbachs Lehrern ganz interessante Leute gegeben haben wie den Historiker Hieronymus Stettler, den Insektensammler Rudolf Schärer und den späteren Professor für elenchtische Theologie Daniel Studer (elenchtische Theologie war in jener Zeit der Wissenschaftszweig, der sich kritisch mit gegnerischen theologischen Dogmen auseinandersetzte und die Richtigkeit des eigenen, in unserem Falle des bernischen, zu beweisen versuchte). Verschiedene seiner Lehrer wurden später Pfarrer, wie Gabriel Furer in Madiswil, Rudolf Stoss in Auenstein und Samuel Weiss in Walterswil und Täuffelen.

Oft waren sie noch recht jung, gerade erst zum Kandidaten der Theologie promoviert oder sogar selber noch Studenten. Die Schüler bestanden zum überwiegenden Teil aus Burgerkindern in ähnlichen Verhältnissen wie Wyttenbach. Die regierenden Schichten leisteten sich für ihre Kinder Privatunterricht; die Hintersässen waren seit 1741, die Landkinder bereits seit 1701 von der Lateinschule ausgeschlossen.

Noch nicht genau untersucht sind Durchführungsweise, Stoff und Erfolgsquote des Examens zur Promotion ad lectiones publicas, an dem Wyttenbach im ersten Anlauf scheiterte. Es scheint aber, dass ein Ausfall von 20 Schülern ungewöhnlich hoch war, denn «die ganze Stadt kam dadurch in Alarm». Dank besonderer Anstrengung des Lehrers der obersten Klasse gelingt es Wyttenbach schliesslich doch noch, an die Hohe Schule promoviert zu werden. Für diesen wie für alle anderen Lehrer war das Examen nämlich eine mindestens ebenso kritische Stunde, wurden sie bei diesem Anlass doch von der vorgesetzten Behörde unter die Lupe genommen und auf ihre Kenntnisse, Qualitäten und Fehler hin examiniert.

4.3.3. Die Hohe Schule: Studienaufbau, Lehrstoff

Der institutionelle Rahmen der Hohen Schule und der Aufbau des Studienganges sind bereits recht gut bekannt. Wyttenbach kann uns hier kaum Neues mitteilen. Es ist unbestritten, dass die Hohe Schule in erster Linie eine Theologenschule war, daneben sollte sie aber auch ein breiteres Allgemeinwissen vermitteln, da nicht alle Studenten, insbesondere kaum Patriziersöhne, die Karriere eines Pfarrers einschlagen wollten. Zur Zeit Wyttenbachs absolvierten die Studenten zu Beginn des Studiums das 2 bis 2½jährige curriculum eloquentiae; ihm schloss sich das curriculum philosophiae an, das drei Jahre dauerte. Den Abschluss bildeten die vier bis fünf Jahre des theologischen Curriculums, so dass die gesamte Studiendauer bei neun bis zehn Jahren lag. Im curriculum eloquentiae beschäftigte man sich – neben häufigem Predigtbesuch und Beten – mit den alten Sprachen und ein wenig mit Geographie, Geschichte und den Grundlagen

der Philosophie und Rhetorik. Insbesondere sollte – aufgrund eines präzis vorgeschriebenen Lehrstoffes – erreicht werden, dass die Studenten fliessend Lateinisch lesen und vortragen konnten. Kenntnisse in Hebräisch und Griechisch hielt man für die Bibellektüre für unumgänglich. Der Lehrer war nicht frei in der Auswahl des Stoffes: Zur Zeit Wyttenbachs waren für die lateinische Lektüre die Klassiker Vergil und Livius vorgesehen; anhand dieser Autoren sollten die Feinheiten von Sprache und Stil und die aus ihnen zu gewinnenden ethischen Grundsätze dargelegt werden. In Privatstudien erweiterte Wyttenbach das Spektrum noch um Horaz, Cicero und Plinius, welche letztere als Vorbilder für die Abfassung von Briefen dienten. Zu solchen häuslichen Übungen wurde man von seiten der Professoren durchaus angehalten, die darin eine notwendige Ergänzung zu den Lektionen sahen und die Studenten auch dahingehend berieten, wie diese Studien durchzuführen seien. Selbstverständlich wurden die Lateinlektionen in der Originalsprache abgehalten. Hebräisch übte man gänzlich und Griechisch beinahe ausschliesslich anhand der Bibel.

Der Geschichts- und der Geographieunterricht basierten auf zusammenfassenden Kompendien und allgemeinen Einführungen; wollte man sich in diesen Fächern weiter und tiefer informieren, war man auf eigene Initiative angewiesen, zumal sie auch von der Zahl der Wochenstunden her deutlich zurückgestellt waren (je eine gegenüber vier in Latein).

Das philosophische Curriculum brachte in erster Linie eine Erweiterung durch philosophische Disziplinen wie Logik, Physik, Metaphysik und Ethik. Im Griechischunterricht las man nun neben dem Neuen Testament auch die griechischen Kirchenväter und einige Autoren, die der Professor nach Gutdünken auswählte. Ihm oblag auch der Ethikunterricht. Wyttenbachs geringes Interesse für das Griechische liess ihn nicht weit über den vorgegebenen Stoff hinaus vordringen, ganz im Gegensatz zum Latein, wo er sich im Selbststudium mit einigen Historikern – Caesar, Iustinus, Curtius – vertraut machte.

Das Philosophie-Studium beruhte in der Hauptsache auf der Rezeption der Schule von Christian Wolff, dessen Lehren im 18. Jahrhundert in der Schweiz weite Verbreitung fanden und zum Bildungskanon gehörten. Der Vielschreiber Wolff gilt als einer der bedeutendsten Philosophen der frühen deutschen Aufklärung. Er systematisiert und popularisiert wichtige Teile der Leibnizschen Philosophie. Grundlegend ist dabei die Überzeugung, dass sich in allen Wissensbereichen die gleiche Sicherheit der wahren Erkenntnis einer Sache erreichen liesse wie in der Mathematik, sofern nur deren Methodik übernommen würde. Er wird daher oft als philosphischer Determinist bezeichnet. Wyttenbach scheint sich hauptsächlich mit seinen logischen und naturwissenschaftlichen, weniger aber mit seinen staatsrechtlichen und ökonomischen Schriften auseinandergesetzt zu haben. Wolffs Einfluss verlor sich im 19. Jahrhundert rasch.

Die Studenten genossen täglich vier bis sechs Stunden Unterricht, der einerseits im Aufschreiben und Repetieren des vom Professor Gehörten bestand, andererseits in sogenannten Disputationen.

Während ersteres zu einer je nach Professor mehr oder minder langweiligen Gedächtnisübung verkam, die die Anwesenheit des Studenten nicht bedingte – Wyttenbach schrieb ganze Philosophievorlesungen von Walthard aus den Notizen von

Kommilitonen ab –, diente das zweite der Verteidigung einer als richtig erkannten Lehrmeinung. Dies war natürlich für einen zukünftigen Pfarrer essentiell, da er die Berner Orthodoxie gegen allerlei Anwürfe zu vertreten hatte. Aus Wyttenbach zu schliessen, schien der Student in der Auswahl der von ihm disputierenden Themen frei zu sein, sofern er sich an die Grenzen des in Bern zugelassenen Wissenschaftskanons hielt. Immer wieder wurden die Studenten zur Herstellung von Exzerpten aus berühmten Autoren ermuntert; sie sollten sich an diese Vorbilder anlehnen und sie nachahmen. Wyttenbach, zusätzlich beeinflusst durch ein entsprechendes Lehrbuch Morhofs, machte sich diese Methode zu eigen und verfasste, neben Briefen im Stile Ciceros und Plinius', eine ganze Weltgeschichte bis zur Zerstörung Jerusalems oder Reden in der Art grosser Redner. Für ihn bestand der Vorteil dieser Unterrichtsweise darin, dass «man sich mit vielen Gegenständen gut bekannt machte», der Nachteil darin, dass «man viel Zeit verlor».

Die Funktion des letzten Studiencurriculums, des theologischen, bestand darin, die Studierenden mit der korrekten Auslegung des bernischen protestantischen Dogmas vertraut zu machen sowie ihnen das Predigen beizubringen. Die Grundlage war vorerst ältere theologische Literatur aus den Niederlanden, Deutschland und der Schweiz. Gegen neuere theologische Schriften, wie zum Beispiel Michaelis, wurde von seiten der Professoren oft polemisiert. Dies deutet auf eine gewisse Starrheit des akademischen Unterrichts hin, die nicht von allen Studenten, wie der Gegensatz Wyttenbachs zu Professor Kocher zeigt, einfach akzeptiert wurde. Zu einer Reform des Systems an der Hohen Schule waren die aufgeklärten Kräfte lange Zeit nicht stark genug, erst 1787 konnte die Einführung eines Politischen Instituts durchgesetzt werden. Natürlich gehörten auch intensive Bibellektüre, tägliches Gebet und häufiger Predigtbesuch zum Alltag eines angehenden Theologen.

In seiner Eloquenzzeit hatte Wyttenbach, weil er einer der besten Sprachstudenten war, Gelegenheit, die Lehrveranstaltungen am Seminarium philologicum zu besuchen. Sein Bericht darüber ist eines der wenigen Zeugnisse, das wir über dieses Institut besitzen. Das Seminar wurde auf Anregung Hallers zur Verbesserung des Lateinunterrichts im Jahre 1754 ins Leben gerufen. An ihm sollte ein Professor der Hohen Schule einer wechselnden Anzahl sprachbegabter Studenten besonderen Unterricht in Latein und Griechisch erteilen. Es ging im wesentlichen darum, dass die Studenten lernten, wie diese Sprachen an den Unteren Schulen zu unterrichten seien; das Seminar verfolgte also einen pädagogischen Zweck. Die Studenten wurden vom Schulrat, der leitenden Behörde, ausgewählt und erhielten als Leistungsanreiz ein doppeltes Mushafenstipendium. Sie wurden häufig examiniert und in ihrem sittlichen und leistungsmässigen Verhalten scharf überwacht. Wyttenbachs Seminarlehrer Samuel Anton Wilhelmi war der Nachfolger Jakob Kochers, unter dessen Leitung sich das Institut zur Zufriedenheit von Schulrat und Obrigkeit entwickelte. Ob das Desinteresse Wilhelmis, der in seinen Griechischlektionen neben den üblichen auswählenden Kompendien immerhin Homer behandelte, auf den Umstand zurückzuführen war, dass dem Seminarleiter keine Vergütung ausgerichtet wurde, muss offen bleiben, darf aber vermutet werden. Das Seminar ging mit dem Rücktritt Wilhelmis 1766 ein, und die Regierung zeigte kein grosses Interesse, es wiederaufleben zu lassen, sondern schob das Anliegen auf die lange Bank.

Wyttenbach aber scheint einiges von Wilhelmis Stunden profitiert zu haben; er war generell ein sehr eifriger Student und brauchte nur wenig Aufmunterung, um fleissig und im Sinne seiner Dozenten zu arbeiten. Darin war er seinen Freunden auf der Akademie ähnlich. Die wenigen, die von ihm aufgezählt werden – Emanuel Hug, Samuel Anlicker, Emanuel Sprüngli und Peter Wattelet – stammten aus einer ähnlichen sozialen Schicht und konnten sich Extravaganzen, teure Zerstreuungen und Faulheit ebensowenig leisten wie er selbst.

4.3.4. Die Professoren

Über die Professoren, die zu seiner Ausbildungszeit an der Akademie lehrten, urteilt Wyttenbach differenzierter als über seine Schullehrer, wobei er auch ein Wort herber Kritik nicht scheut. Diese Tatsache erlaubt uns, dem Bild von Art und Niveau des akademischen Unterrichts in Bern des späten 18. Jahrhunderts einige Striche beizufügen.

Neben den sieben von Wyttenbach aufgeführten Lehrstühlen existierte noch die Professur für Iurisprudenz, die zur Zeit Wyttenbachs von Daniel Fellenberg besetzt war. Wyttenbachs akademischen Lehrern ist gemeinsam, dass sie – unabhängig vom Fachgebiet, das sie später an der Akademie vertraten – alle ihre erste Ausbildung an der Theologenschule in Bern erhielten. Johann Stapfer, Johann Walthard und Wilhelmi übten entweder vor oder nach ihrer Akademiezeit als Professoren das Pfarramt aus; David Kocher, Johann Salchli, Ludwig Rudolf, Stapfer, Walthard und Wilhelmi waren Söhne von Pfarrern, einzig Nikolaus Blauner war Sohn eines Laien und hatte auch selbst nie eine Pfarrstelle inne. Schon diese Tatsache zeigt die nach wie vor stark theologische Ausrichtung und die geistlich bestimmte Atmosphäre der Hohen Schule.

Betrachten wir die verschiedenen akademischen Lehrer Wyttenbachs im einzelnen, erhalten wir einen recht zwiespältigen Eindruck von ihrem fachlichen Können und ihrer geistigen Haltung und Ausstrahlung. Die wohl grösste Fehlbesetzung war der Naturgeschichtsprofessor Blauner. Er war weder in seinen Wissensgebieten besonders sattelfest, noch konnte er den Studenten einen interessanten Unterricht bieten. Wyttenbach urteilt an zwei Stellen entsprechend hart über ihn. Von seinen Vorlesungen konnten jedenfalls für das Interesse junger Berner an Mathematik und Naturforschung keine Impulse ausgehen.

Für uns bleiben die Professoren für lateinische Sprache und Geschichte, Rudolf, und für Philosophie, Walthard, eher blass. Bei Rudolf hebt der Historiker Friedrich Haag hauptsächlich die lange Dauer seiner Amtszeit hervor. Wyttenbach scheint beide Professoren geschätzt zu haben: Rudolf schildert er als sanft und ernsthaft, Walthard förderte seine naturwissenschaftliche Neigung.

Wilhelmi, der Gräzist, war der einzige Aufklärer an der Akademie, wobei er aber seine Ansichten nicht offen an der Hohen Schule spürbar werden liess; wir kennen seine Haltung lediglich aus seinen Briefen an Julie Bondeli. Im übrigen hat er sich wenig für die Akademie und seine Studenten interessiert; zum grossen Teil an dieser Haltung ist, wie Wyttenbach schreibt, das Experiment des Seminarium philologicum gescheitert. Er betrachtet Wilhelmi aber auch als hochgelehrten Mann, dessen Ausführungen über das

neue Testament «fürtrefflich» gewesen seien. Ihn hielten wohl nur ökonomische Gründe auf seinem Lehrstuhl. Wyttenbachs Empfinden, der Professor lebe allzusehr in der grossen Welt, wird zum Beispiel von dem in Kurt Guggisbergs Bernischer Kirchengeschichte zitierten Niklaus Emanuel Tscharner ähnlich wiedergegeben.

Salchli, Professor für didaktische Theologie, streng orthodox, war, als Wyttenbach in den Genuss seiner Vorlesungen kam, bereits senil, was nicht weiter verwundert, da er doch einiges über 70 Jahre alt war. Offenbar verzichtete aber die Berner Obrigkeit, wie die Beispiele Blauners und Salchlis zeigen, darauf, unfähige Professoren, die nicht mehr oder weniger freiwillig auf die Ausübung ihres Lehramtes verzichteten und zurücktraten, einfach abzulösen. Ihnen wurden vielmehr, wie im Falle Salchlis, Vikare beigegeben, die die gesamte Last des Unterrichts auf sich zu nehmen hatten. Dies geschah wohl weniger deswegen, weil die Behörden Salchlis Veranstaltungen kontrolliert und als ungenügend empfunden hätten, sondern weil diesen die Studenten fernblieben.

Salchlis Vikar war David Kocher, der damalige Professor für Hebräisch, der sich zu einem der Gralshüter der Orthodoxie in Bern entwickelte. Kennzeichnend dafür mag die Art seines Unterrichts sein, wie sie Wyttenbach charakterisiert: Streng an der Bibel orientiert, die in den Originalsprachen – also hauptsächlich hebräisch – gelesen wurde, mit weitschweifender Darlegung der korrekten Interpretation der Stellen. Seine Angriffe richtete der streitbare Professor gegen alle und gegen alles, was nicht der bernischen Linie der Orthodoxie entsprach. Bemerkenswert ist, dass er bei seinen studentischen Zuhörern nur auf wenig Gegenliebe stiess – Wyttenbach war darin eine Ausnahme. Er galt bei vielen als Schwärmer, wie es auch Wyttenbach schreibt.

Auf mehr Resonanz stiess der von Wyttenbach abgelehnte Professor für elenchtische Theologie, das heisst Streittheologie, der einflussreiche Johann Stapfer, der Onkel Philipp Alberts. Auch er war sehr orthodox und versuchte, die bernische Auslegung des Evangeliums gegen abweichlerische Neuerungen zu verteidigen, die aufklärerischer Geist etwa über die Mauern der Berner Theologie könnte dringen lassen. Das Urteil Wyttenbachs stellt aber seine Begabung im Umgang mit Studenten und die Lebendigkeit seiner Vorlesungen in ein wenig schmeichelhaftes Licht.

Im gesamten haben an der Akademie Männer von einiger Gelehrsamkeit, aber wenig Originalität unterrichtet. Die wichtigen geistigen Entwicklungen fanden sie in Verteidigungsposition; die Aufklärung wurde in Bern nicht von Professoren getragen. Dies mag der Grund sein, dass sich später hervorragende Männer wie Karl Viktor von Bonstetten, David Müslin oder Johannes Samuel Ith eher abschätzig über die Hohe Schule äussern. Die ihr von der Obrigkeit zugedachte Funktion, die Ausbildung linientreuer Geistlicher, hat sie aber bis in die neunziger Jahre vorbildlich erfüllt. Nicht zuletzt auch dafür ist Wyttenbach ein gutes Beispiel.

4.3.5. Studienfinanzierung

Wie wir gesehen haben, konnte Abraham Wyttenbach das Studium seines Sohnes nur zum geringen Teil aus eigenen Mitteln bestreiten. Jakob Samuel war daher rasch gezwungen, sich anderweitig finanziell abzusichern, zumal sein Vater 1766 starb. Dies

geschah zum einen durch das von Wyttenbach erwähnte Mushafenbeneficium. Der Mushafen bestand seit 1528 und wurde aus dem Vermögen der säkularisierten Prediger- und Barfüsserkloster gespiesen. Bis 1643 diente er der Armenfürsorge, danach wurde er in ein Stipendium für Theologiestudenten und -schüler umgewandelt. Von diesem Zeitpunkt an erhielten 31 Studenten und 60 Schüler der vierten (später fünften) bis achten Klasse einen Beitrag in Form von Nahrungsmittelspenden, in erster Linie Mus und Brot. Ab 1750 wurden auch Kleider ausgeteilt. Für den Lebensunterhalt genügte das Ausgegebene – wie wir Wyttenbach entnehmen – offensichtlich nicht, obwohl er sogar, als Student am Seminarium philologicum, bevorzugt war und ein doppeltes Beneficium erhielt. Dank der Unterstützung durch seine Zunft, der Gesellschaft zu Zimmerleuten, der er wie sein Vater und Grossvater angehörte, konnte Wyttenbach einige Studienbücher anschaffen. Von ihr erhielt er acht Kronen und konnte drei grundlegende theologische Werke ankaufen: Dies erscheint kaum der Rede wert. Die Zunft tat, wie schon erwähnt, ein weiteres, indem sie der Familie nach dem Tode des Vaters unter die Arme griff.

Es steht aber fest, dass Wyttenbachs Studium nicht zu finanzieren gewesen wäre, hätte er nicht selber für einen Verdienst als Hauslehrer gesorgt; dies trifft ganz besonders auf die Zeit nach dem Tode seines Vaters zu.

Die Tätigkeit als Hauslehrer war damals weit verbreitet und entsprach auch einem Bedürfnis der regierenden Familien, die ihre Söhne nicht ohne höhere Bildung aufwachsen lassen wollten, diese aber, da sie oft von Bern abwesend auf ihren Vogteien oder Landsitzen residierten, nicht nach Bern zur Schule senden konnten. Sie waren daher auf Privatlehrer angewiesen, die sich vorzugsweise aus Studenten des philosophischen oder theologischen Curriculums, manchmal aber auch des curriculum eloquentiae rekrutierten. Die Schulleitung sah die sich daraus ergebende Abwesenheit der jüngeren Studenten von der Akademie gar nicht gern, da sie diese der wissenschaftlichen Weiterbildung abträglich hielt, und erlaubte es ab 1695 nur noch Studenten, die schon zwei Jahre des theologischen Curriculums hinter sich hatten, eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Diese Reglementierung scheint aber trotz ihrer Bekräftigung im Jahre 1720 bald obsolet geworden zu sein, jedenfalls ist bei Wyttenbach gar nichts davon spürbar. Für ihn, der so begünstigt war, dass er nur einmal eine Stelle ausserhalb von Bern annehmen musste – bei Landvogt Steiger in Bipp – war die Lehrertätigkeit seine Hauptfinanzquelle. Dies bedingte allerdings, dass er einen grossen Teil seiner Zeit den Schülern opferte – bis zu sechs Stunden täglich zur Zeit, als er Hauptmann Willadings Söhne unterrichtete. Willadings Stelle trug ihm offenbart nicht genügend ein, obwohl er bei seinem Arbeitgeber wohnen und essen konnte, so dass er zur Aufbesserung seines Einkommens noch weitere Schüler nehmen musste. Dies bescherte ihm einen ausserordentlich langen Arbeitstag, konnte er doch nur in der Nacht und am frühen Morgen, wie er schreibt, seinen Studien obliegen. Trotz der leidlich bestückten Bibliothek seines Vaters und dem Zugang zu der Studenten- und der Stadtbibliothek scheinen die Ausgaben für Bücher und dazu diejenigen für die Erweiterung seiner Naturaliensammlung einen grossen Teil seines Verdienstes beansprucht zu haben. Im letzten Punkt ist Wyttenbach kaum repräsentativ für einen grossen Teil seiner Kollegen in ähnlicher ökonomischer Lage, da diese wohl dem teuren naturwissenschaftlichen Hobby Wyttenbachs

nicht nachgehangen sind. Im übrigen scheint sein Weg derjenige zu sein, den zahlreiche wenig begüterte Studenten zu gehen hatten, um zu akademischen Ehren zu gelangen.

4.3.6. Wyttenbachs naturgeschichtliche Interessen

Wyttenbachs intensive Anteilnahme an der Naturgeschichte entsprach dem Zug der Zeit, da die Naturforschung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder einen grossen Aufschwung erlebte. Auffallend ist, dass er sich fast mit allen Bereichen beschäftigte, mit denen sich dieser Wissenschaftszweig zu jener Zeit befasste. Wyttenbach wurde eingeführt in Geologie, Botanik, Entymologie (das ist Insektenkunde), Mineralogie und Physik. Der Anteil der Akademie an der naturgeschichtlichen Bildung, die sich Wyttenbach erwarb, ist allerdings ein geringer, da – wie wir gesehen haben – Blauners Unterricht absolut ungenügend war. Wyttenbach stützte sich vielmehr auf Selbststudien oder auf die Hilfe von Freunden wie Tribolet. Wesentliches zur Förderung seiner naturgeschichtlichen Neigung tat auch der Principal Schärer, der Vorsteher der lateinischen Schule, der ihm den Weg zur Insektenkunde wies.

Trotz der Schwäche der Akademie scheint Wyttenbach in diesen Fächern durchaus auf der Höhe der Forschung gewesen zu sein. Wesentliche Autoren wie Carl von Linné oder Charles Bonnet waren ihm bekannt; mit bedeutenden Naturhistorikern, die zu seiner Zeit nicht mehr lebten, wie Newton, Kepler oder Leibniz, machte er sich allerdings nur auf dem Umweg über Kompendien und allgemeine Darstellungen der Naturgeschichte vertraut. Wie bei den theologischen Schriften ist auch bei den naturwissenschaftlichen Arbeiten eine linientreue Ausrichtung auf Literatur aus Deutschland und Skandinavien nicht zu verkennen, wenn sie auch nicht das Ausmass annimmt, wie bei der Theologie. Zu dieser Aussage ist aber der Vorbehalt anzubringen, dass wir nicht erfahren, welche Bücher er aus Hallers Bibliothek beizog und dass er im Verlaufe seines weiteren Lebens seine naturkundlichen Kenntnisse ohne Zweifel breiter abstützte, da er in Lausanne fliessend französisch sprechen und lesen lernte.

Besonders lebhaft beschäftigte sich Wyttenbach mit Insektenkunde, Botanik und Geologie, dem «Studium der Gebirgsarten», wie er es bezeichnet. Mechanik, Astronomie und die gesamte angewandte Naturwissenschaft lagen ausserhalb seiner Interessensphäre. Diese Gewichtung hat wohl mehrere Gründe: Erstens waren Insektenkunde und Botanik die Gebiete seiner naturkundlichen Mentoren Tribolet und Schärer und zweitens war es auch weniger teuer, diesen Gebieten nachzuhängen, als Mechanik oder Astronomie zu betreiben, die viele aufwendige Instrumente benötigten, während für die anderen Gebiete persönlicher Augenschein oder das Sammeln von Pflanzen, Insekten und Versteinerungen im Vordergrund standen. Dies konnte sowohl durch Ankauf als auch, wie es Wyttenbach besonders häufig während seiner Zeit als Helfer im Burgerspital betrieb, durch eigene Suche geschehen. Für die Geologie mag zudem eine Rolle spielen, dass hier recht viel schweizerische Literatur zur Verfügung stand. Unter den von Wyttenbach gelesenen Autoren ragen besonders Johann Jakob Scheuchzer und Karl Nikolaus Lang hervor, aber auch Louis Bourguet muss in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Es hatte sich somit in unserem Lande eine wissenschaftliche Tradition

in dieser Disziplin entwickelt. Zu ihr wäre natürlich auch Albrecht von Haller zu zählen, den Wyttenbach in dessen letzten Lebensjahren noch persönlich kennenlernte.

Wyttenbach war nicht der einzige Berner Pfarrherr mit naturwissenschaftlichem Interesse. Kurt Guggisberg erwähnt einige weitere, unter anderen den bekannten Ornithologen Sprüngli, Pfarrer in Stettlen, sowie alle die von den Aktivitäten der Ökonomischen Gesellschaft beeinflussten Geistlichen.

4.4. *Schluss*

Die Beschäftigung mit der Autobiographie Jakob Samuel Wyttenbachs lässt ihn als einen typischen Vertreter der sozialen Schicht, der er entstammt, erkennen. Seine ökonomische Lage, sein Verhalten, seine Karriere sind repräsentativ für jenen Teil der bernischen Burgerschaft, der von der politischen Macht ausgeschlossen war, sich aber dennoch ins System integrierte. Weniger eindeutig kann man dies für die familiäre Situation Wyttenbachs sagen, da er sich darüber zu wenig ausführlich äussert.

Für Wyttenbach scheint die Zeit an der Akademie trotz vereinzelter Kritik an Professoren und Lehrstoff recht fruchtbar gewesen zu sein; er stellt sich damit in den Gegensatz zu einigen seiner aufgeklärten Zeitgenossen, die die höhere Bildung in Bern grundsätzlich neu gestalten wollten und dieses Ziel gegen Ende des Jahrhunderts auch erreicht haben. Trotz seiner Zurückhaltung schimmert auch in Wyttenbachs Text die retardierende Haltung der Hohen Schule und ihrer Träger durch.

Wyttenbach fügt dabei der Darstellung ihrer Geschichte einige Mosaiksteine bei durch die Beschreibung der Professoren und des Studiengangs und durch die Aufzählung seiner Studienlektüre, die, obgleich sie besonders in ihrem naturwissenschaftlichen Teil persönlich geprägt war, doch – auch in den von uns nicht näher gewürdigten Werken wie zum Beispiel den zahllosen philologischen Handbüchern – den Rahmen abstecken dürfte, in dem sich ein beflissener, angepasster Student etwa bewegte.

P.m.: Die vorliegenden Blätter stellen den Textteil einer Seminararbeit dar, die 1980 bei Frau Prof. Bea Mesmer an der Universität Bern eingereicht wurde. Die vollständige Arbeit (mit den Lebensdaten der von Wyttenbach erwähnten Personen, einem Verzeichnis der von ihm genannten Literatur und deren Autoren sowie dem kritischen Apparat) ist in je einem Exemplar in der Stadt-und Universitätsbibliothek Bern und im Staatsarchiv des Kantons Bern deponiert.